Krimische Volksmärchen

Rikola Verlag

Ukrainische Volksmärchen

Uebertragen und erzählt von Lotte Heller
und Nadija Surowzowa

Illustriert von Jury Wowk

Rikola Verlag

Wien Berlin Leipzig München

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1921 by Rikola Verlag A. G. Wien
Gedruckt bei R. Kiesel zu Salzburg

Inhalt

	Seite
Der Zauberstein	7
König Drache	15
Die drei Brüder	23
Brüderchen und sein Gefolge	31
Verfolgte Unschuld	43
Des Königs Bruder	49
Der Prinz und der Wundervogel	57
Iwan, der von Gott Gegebene	67
Boris, dreier Väter Sohn	81
Die Sorgenkobolde	89

Der Zauberſtein

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten einen Sohn. Sie waren sehr arm, so arm, daß sie schon zwei Tage nichts gegessen hatten. Am dritten Tage sagte da der Vater zu Iwan:

„Wir sind alt, mein Sohn und können uns unser Brot nicht mehr verdienen; ja, nicht einmal betteln gehen können wir. Deshalb mußt du hinaus in die Welt und etwas erwerben, sonst sterben wir alle Hungers."

Da machte sich Iwan mit seinem Hund auf den Weg, um für sich und seine Eltern Brot zu schaffen. Er ging und ging, bis ihn die Nacht im Walde überraschte.

Da konnte er nicht mehr weiter und setzte sich unter eine Fichte. Er machte Feuer, doch plötzlich hörte er aus der Tiefe des Feuers den Ruf:

„Verbrenn' mich nicht, verbrenn' mich nicht!"

Iwan nahm einen trockenen Zweig vom Waldboden auf, durchsuchte damit das Feuer, und fand darin eine Schlange, die zu ihm sprach:

„Trage mich zum Zaren, meinem Vater, du wirst reichen Lohn dafür erhalten!"

„Ach, was dir nicht einfällt! Warum sollte ich dich denn zum Zaren tragen? Ich fürchte mich vor dir und werde dich ertränken oder verbrennen."

„Ertränk' mich nicht und verbrenn' mich nicht. Ich bitte dich, trag' mich zum Zaren."

„Wie soll ich dich denn anrühren und tragen, damit du mich nicht beißen kannst?"

„Reich' mir deinen Rock her, ich krieche hinein und du kannst mich darin einhüllen und zu meinem Vater tragen," bat die Schlange wieder.

„Gut," sagte Iwan, „ich will deinen Wunsch erfüllen."

Und er breitete seinen Rock aus, die Schlange kroch hinein und er trug sie in den Palast des Zaren.

Dort blieb er mitten im Hofe stehen, wickelte die Schlange aus dem Rock und begann mit einer Rute auf sie zu schlagen.

Das sah der Zar, der gerade am Fenster stand und er sagte zu seiner Frau:

„Komme schnell mit mir; wir müssen unseren Sohn verteidigen."

„Ja, gehen wir nur schnell; doch nimm einen Stein mit," riet die Zarin.

Inzwischen sagte aber die Schlange zu Iwan:

„Mein Vater wird dir einen Stein geben. Diesen Stein nimm an, wenn du siehst, daß ich mein Köpfchen hebe; bewege ich jedoch das Schwänzchen, dann wisse, daß es ein falscher Stein ist. Der richtige Stein ist ein Zauberstein, dem du nur zu sagen brauchst: ‚Stein, gib mir zu essen und zu trinken' und sofort steht alles, was du nur wünschen kannst, vor dir."

Richtig, der Zar kam bald darauf mit einem kleinen Stein, den er Iwan reichte. Dieser blickte verstohlen auf die Schlange; sie hob das Schwänzchen.

„Nein, diesen Stein nehme ich nicht an," sagte Iwan.

Da sah der Zar, daß es unmöglich war, Iwan zu betrügen und er holte aus seinen Gemächern den guten Stein. Als er ihn Iwan reichte, sah dieser, daß die Schlange das Köpfchen hob.

Hierauf nahm er den Stein und übergab dem Zaren die Schlange. Der Zar trug sie sogleich in seine Gemächer und dort verwandelte sie sich in einen schönen Jüngling, der fortan froh und glücklich mit seinen Eltern lebte.

Iwan aber machte sich mit seinem Hund und seinem Stein auf den Heimweg. Er ging und ging, bis er hungrig wurde.

Dann machte er halt und sagte:

„Stein, mein Stein, gib mir zu essen und zu trinken!"

Sofort war alles da; vor ihm standen Getränke und Speisen, Gebackenes und Gesottenes, alles, alles, was sich der Sinn nur wünschen kann.

Nachdem er nach Herzenslust gegessen und getrunken und seinen Hund gefüttert hatte, ging er schnell nach Hause.

„Jetzt braucht ihr nicht mehr traurig zu sein, Vater. Wir werden leben, wir werden nicht zu Grunde gehen," sagte er.

„Was hat dir Gott gegeben, mein lieber Sohn?"

„Was er gegeben hat, hat er gegeben. Aber jetzt sind wir bis zu unserem Tode vor Hunger geschützt und noch unsern Kindern werden wir etwas vererben können."

„Wenn Gott dir so geholfen hat, gib uns vor allem Speise und Trank, denn wir sind furchtbar hungrig; seit du fortgingst, haben wir nichts gegessen, kein Bissen Brot kam über unsere Lippen," klagte der Vater.

Da gebot Iwan seinem Stein und sofort erschienen Tische in der Hütte und auf diesen Tischen war so viel zu essen und zu trinken, daß hundert Drescher in einem ganzen Jahr es nicht aufessen hätten können.

Vater und Mutter wurden so froh, so froh! Sie aßen, tranken und dankten Gott, daß er ihnen so viel beschert hatte.

Nun hatten sie sich gesättigt und Iwan befahl dem Stein, alles wieder fort zu räumen.

Flugs verschwanden Speisen und Tische, niemand hätte sagen können wohin.

Am nächsten Tage schickte Iwan zum Zaren und ließ um die Hand seiner Tochter anhalten.

„Wie kannst du bei der Zarentochter als Werber erscheinen, mein Sohn? Der Zar hat ein Reich und soviel Gold und Silber, daß es nicht auf einen Wagen zu laden ist. Was haben wir dagegen? Danke dem lieben Gott, daß wir das heilige Brot haben; noch gestern hatten wir nicht einmal das und schwollen an vor Hunger."

„Mache dir keine Sorgen, Vater. Es wird alles gut werden."

So ging denn der Vater zum Zaren. Dieser fragte ihn:

„Wozu kommst du zu mir? Was brauchst du?"

„Mein Sohn möchte deine Tochter zur Frau," erwiderte der Alte.

„Bist du so reich, daß du deinen Sohn mit meiner Tochter verheiraten willst?"

„Ich bin nicht reich," antwortete der Vater, „aber mein Sohn ist reich."

„Wenn dein Sohn reich ist und meine königliche Tochter für sich gewinnen will, so soll er erst solch ein Schloß erbauen wie das meine und ein solches Heer aufstellen, wie ich es habe. Dann will ich ihm meine Tochter geben."

Der Vater kehrte nach Hause zurück und berichtete Iwan:

„Der Zar sagte, wenn du so ein Schloß und so ein Heer hättest, wie er, würde er dir seine Tochter geben."

„Mache dir keine Sorgen, Vater," entgegnete Iwan, „es wird alles gut werden."

Dann befahl Iwan dem Stein, ihm Schloß und Heer zu schaffen und am Morgen war richtig alles da. Ein Schloß, schöner noch als das des Zaren und ein Heer, das noch besser war als des Zaren Heer.

Iwan sagte nun zum Vater:

„Alles ist fertig, alles ist so, wie es der Zar wünscht, geh' zu ihm und sage ihm: Schloß und Heer sind noch herrlicher als das seine."

Der Vater ging zum Zaren und sprach:

„Gebt meinem Sohn nun Eure Tochter zur Frau. Er besitzt alles, was Ihr verlangtet."

„Oh, so schnell geht das nicht," antwortete der Zar, „nur wenn dein Sohn eine eiserne Brücke übers Meer schlägt, die von einem goldenen und einem silbernen Pfeiler getragen wird. Nur dann gibt dir der Zar seine Tochter."

Wieder kehrte der Vater nach Hause zurück und berichtete seinem Sohne. Der meinte aber:

„Mache dir keine Sorgen, Vater, es wird alles gut werden."

Und Iwan befahl dem Zauberstein, eine Brücke mit Gold- und Silberpfeilern über das Meer zu schlagen und schon am nächsten Morgen war alles fertig.

Da schickte Iwan den Vater wieder zum Zaren.

„Geh' und sage dem Zar, daß alles bereit ist."

Väterchen ging zum Zar.

„Mein Sohn hat alles, was Ihr befohlen habt, gebt ihm nun Eure Tochter."

„Nein," antwortete der Zar, „ich glaube dir nicht; das muß ich selbst mit eigenen Augen sehen."

Und er befahl einen mit sechs Pferden bespannten Wagen und fuhr zu Iwan.

Da sah er das Heer, die Schlösser, die Brücke und die Pfeiler und alles war noch viel schöner als bei ihm selbst.

„Ja," sagte da der Zar, „jetzt gebe ich deinem Sohn meine Tochter."

Am nächsten Tag feierte Iwan seine Hochzeit mit der Zarentochter.

Dann fuhren sie nach Hause und nachdem sie schon im Bett lagen, fragte die Prinzessin ihren Mann:

„Wieso bist du denn so reich geworden?"

Er antwortete: „Ich habe einen Stein, der zaubert mir sofort alles her, was ich wünsche."

„So. Und wo hebst du diesen Stein immer auf?" fragte sie wieder.

„Ich halte ihn unter meinem Kopfkissen verborgen," erwiderte er.

Danach schliefen sie beide ein, doch in der Nacht erhob sich die Prinzessin und stahl Iwan den Zauberstein.

Dann befahl sie ihm sogleich, ihr einen sechsspännigen Wagen herzuschaffen und darin fuhr sie zu ihrem Vater nach Hause.

Als am nächsten Morgen Iwan und die Seinen erwachten, fanden sich alle auf bloßen Steinen liegen; von den Schlössern war keine Spur zurückgeblieben.

Sie weinten und weinten und weinend gingen sie wieder in die Hütte zurück, in der sie früher gelebt hatten. Dort fanden sie ihr Kätzchen und ihr Hündchen, die tröfteten sie und sagten:

„Weint doch nicht, wir werden euch den Zauberstein wieder bringen."

Und Kätzchen und Hündchen liefen ans Meer, das Kätzchen sprang auf den Rücken des Hündchens und so schwammen sie durch das Meer. Drüben angelangt, setzten sie sich auf die Terrasse des Zaren und warteten.

Nach einiger Zeit trat die Prinzessin aus dem Schloß und gleich erkannte sie die beiden Tiere.

„Da sind ja das Kätzchen und das Hündchen meines Mannes," rief sie aus und wollte sie gleich mit sich in ihre Gemächer nehmen. Doch nur das Kätzchen folgte ihr, das Hündchen blieb am Meer zurück und wartete.

Die Prinzessin setzte sich zu Tisch und nahm das Kätzchen auf den Schoß. Sie spielte mit ihm und streichelte ihm das Köpfchen. Das Kätzchen aber beobachtete sie schlau und fand endlich heraus, daß die Prinzessin den Stein im Munde verborgen hielt.

Da sprang es von ihrem Schoß herunter und lief zu einem Eimer und tauchte sein Schwanzende in das schmutzige Wasser. Dann sprang es wieder auf die Prinzessin und schlug ihr mit dem nassen Schwanz auf die Lippen. Darauf spie die Prinzessin aus und dabei fiel ihr der Stein aus dem Mund.

Blitzschnell schnappte das Kätzchen darnach und lief damit zum Meer, wo das Hündchen wartete; rasch sprang es auf seinen Rücken und hurtig ging's wieder durchs Meer zurück.

Sie waren gerade in der Mitte angelangt, als das Hündchen fragte:

„Hältst du den Zauberstein gut?"

Das Kätzchen schwieg; das Hündchen fragte wieder:

„Ich frage dich, ob du den Zauberstein hältst? Wenn du es mir nicht sagst, so werfe ich dich ins Meer."

Lange dachte das Kätzchen nach, schließlich sagte es:

„Ich ha—a—al—te—"

Doch dabei fiel ihm der Stein aus dem Maul und verschwand im Meer. Aber das Kätzchen verschwieg was geschehen war und erst als sie eine Insel erreicht hatten, sagte es:

„Du bist an allem schuld. Der Stein ist ins Wasser gefallen. Jetzt tauche unter und suche ihn. Wozu fragtest du mich, ob ich ihn im Maul halte?"

Dem guten Hündchen blieb nichts andres übrig als ins Wasser zu gehen. Es suchte und suchte, doch vom Stein war keine Spur. Da kam das Hündchen ans Ufer zurück und begann mit dem Kätzchen zu streiten. Dann tauchte es zum zweiten Male ins Meer. Es kroch überall umher, kein Fleckchen, das es nicht beschnüffelte. Doch alles blieb vergeblich. Traurig kam es wieder zurück, trocknete sich am Ufer und ging dann zum dritten Male ins Wasser.

Wieder suchte und suchte es, doch diesmal hatte es Glück und fand den Stein. Da setzte sich das Kätzchen wieder auf den Rücken des Hündchen und sie schwammen wieder durchs Meer. Aber jetzt stellte das Hündchen keine Fragen mehr, sondern schwieg schön still.

Zu Hause angelangt überbrachten sie Iwan den Zauberstein.

Er befahl sofort dem Stein, die Schlösser, die Brücke mit den Gold- und Silberpfeilern wieder herzuzaubern. Am nächsten Morgen war alles nach seinem Befehl da.

Jetzt bestieg Iwan einen prächtigen Wagen, der von sechs weißen Pferden gezogen wurde und fuhr zum Zar, seine Frau holen.

Dort angekommen ergriff er sie, band sie auf den Wagen und fuhr mit ihr nach Hause und zu Hause prügelte er sie, weil sie ihn betrogen hatte.

Doch von dieser Zeit an lebten sie miteinander glücklich und zufrieden und so leben sie auch heute noch.

König Drache

Es war einmal ein reicher Kaufmann. Er war so reich, daß er das Geld in Scheffeln stehen hatte und seiner Kaufladen waren so viele, daß man sie gar nicht zählen konnte.

In einem seiner vielen Laden hatte er einen armen Gehilfen. Eines Tages sah die schöne Tochter des Kaufmannes diesen Gehilfen und er gefiel ihr so sehr, daß sie fortan nicht mehr ohne ihn leben wollte.

Doch dem Kaufmann behagte das gar nicht und er sann auf ein Mittel, sich dieses Gehilfen zu entledigen.

Eines Tages rief er ihn daher zu sich und sprach zu ihm:

„Du mußt eine Reise machen. Nimm diesen Brief hier und trage ihn zum König Drachen, der im vierten Reich gegen Morgen lebt und bringe mir drei Federn aus seinem Kopfe mit."

Der Gehilfe traf seine Vorbereitungen und machte sich bald auf den Weg gegen Morgen.

Er wanderte und wanderte, bis er endlich in das erste Reich gelangte.

Dort sagte er:

„Führt mich zum Zaren!"

Man führte ihn zum Zaren; der fragte ihn: „Was suchst du hier?"

„Ich möchte gerne wissen, wo der Drachenkönig wohnt," erwiderte der Gehilfe.

„Eh," sagte der Zar, „zum Drachen ist's noch sehr weit. Doch höre, Mensch, was ich dir sage! Ich hatte einen Bruder, der ein Zauberwasser besaß. Jeder Kranke, der sich damit wusch, wurde sofort geheilt. Jetzt ist das Wasser aber trübe und verdorben. Kannst du es mir wieder klar machen, so gebe ich dir die Hälfte meines Königreiches."

„Im Augenblick kenne ich kein Mittel, um dein Zauberwasser zu klären, aber vielleicht fällt mir später einmal etwas ein," sagte der Geselle.

Er ging weiter, wanderte und wanderte, bis er in das zweite Reich kam. Dort fragte er den Zaren:

„Ist es noch weit bis zum Drachenkönig?"

„Eh," erwiderte der Zar, „bis dorthin ist's noch sehr weit. Doch höre, Mensch, was ich dir sage! Ich habe einen goldenen Apfelbaum, der goldene Äpfel trug. Aber plötzlich verdorrte er. Wenn du mir sagen kannst, wie er wieder zum Blühen gebracht werden könnte, gäbe ich dir die Hälfte meines Königreiches.

„Ich kann dir das jetzt nicht sagen, aber ich werde darüber nachdenken," entgegnete der Geselle.

Wieder wanderte er weiter, bis er schließlich in das dritte Reich kam.

Der Zar dieses Reiches hatte befohlen, jeden Fremdling, der sein Land betrete, sofort zu ihm zu führen. Als der Gehilfe vor ihm stand, sprach er zu ihm:

„Ich hatte eine schöne, geliebte Tochter. Eines Tages machte sie einen Spaziergang, von dem sie nicht mehr wiederkam und seither ist sie spurlos verschwunden. Du bist viel in der Welt herumgekommen; hast du vielleicht von ihr gehört oder sie gar gesehen? Wenn du sie mir wiederbringst, gebe ich dir die Hälfte meines Königreiches."

„Ich habe sie weder gesehen, noch von ihr etwas gehört. Aber ich werde überall herumfragen, vielleicht erfahre ich etwas. Ist es noch weit bis zum Drachenkönig?"

„Nein, das ist nicht mehr weit; er wohnt gleich nebenan im nächsten Reich," antwortete der König.

Endlich erreichte er das vierte Reich und bald erblickte er auch ein weißes Schloß, das auf schlanken Säulen ruhte und rings von dunklem Wasser umgeben war. Es schien ganz unzugänglich.

Der Gehilfe ging rund herum, durchsuchte alles nach einem Eingang und fand endlich ein tiefes Loch, in dem eine Leiter stand.

Er bekreuzigte sich, dann kroch er hinein. Er klomm die Leiter hinunter und kam zu einer Treppe. Diese beschritt er; bald darauf stand er mitten im Schloß.

Das erste Gemach das er betrat, war menschenleer, ebenso das zweite, im dritten fand er auf einem nahen Ruhebett eine schöne Jungfrau schlafen.

Er näherte sich ihr, da erwachte sie aus ihrem Schlafe und fragte ihn:

„Wie kommst du hierher, Unglücklicher? Fliehe! Wisse dieses Schloß gehört dem Drachenkönig, der dich fressen wird, wenn er dich hier findet."

„Ich kann nicht fliehen," erwiderte der Gehilfe, „denn mein Herr sendet mich mit diesem Brief zum Drachenkönig. Er befahl mir auch, dem Drachen drei Federn auszureißen und sie ihm zu bringen."

Auf ihre Frage erzählte er ihr nun, wie er durch alle Reiche gewandert war, bis er endlich hieher kam.

Er erzählte ihr, daß es im ersten Reich einen Zauberbrunnen gab, dessen Wasser jeden Kranken heilte, der sich damit wusch, doch jetzt sei es verdorben.

Im zweiten Reich war ein Apfelbaum, der goldene Äpfel trug, doch jetzt sei er verdorrt.

Im dritten Reiche lebte eine wunderschöne Prinzessin, die einmal einen Spaziergang unternahm, von dem sie nicht wiederkehrte und nie mehr gesehen ward.

„Die Prinzessin bin ich," sagte da die Jungfrau. Auf einem Spaziergang raubte mich der Drachenkönig und hält mich seither in diesem Schlosse gefangen. Warte, Fremdling, ich werde dir drei Federn des Drachen verschaffen und dann wollen wir gemeinsam von hier fliehen."

Sie berieten noch, auf welche Weise sie ihre Flucht bewerkstelligen wollten, da erdröhnte die Erde.

„Ach," rief sie aus, „der Drache kommt geflogen! Rasch, verstecke dich hier im Ofen."

Kaum war er in den Ofen gekrochen, war der Drache auch schon da und gleich beim Eintritt rief er:

„Pfui, pfui, Frau! Was ist denn das? Hier riecht es nach Menschen!"

„Du irrst dich, mein Herz! Es ist niemand da. Du hast wahrscheinlich noch den Geruch von dem Menschenfleisch in der Nase, das du draußen in der Welt aßest. Hier ist kein Mensch. Kaum warst du fortgeflogen, legte ich mich schlafen und ich kann dir gar nicht beschreiben, was für einen wunderschönen Traum ich träumte."

„Erzähle mir doch deinen Traum," sagte der Drache. Aber warte ein wenig. Ich lege mich nieder und du kraue mir den Kopf, dabei kannst du mir deinen Traum schildern."

Sie begann gehorsam seinen Kopf zu krauen und dabei erzählte sie:

„Mir träumte von einem Reich, in welchem ein Zauberbrunnen stand, der heilkräftiges Wasser spendete. Alle Kranken, die sich mit dem Wasser wuschen, gesundeten davon; doch seit einiger Zeit ist das Wasser verdorben, niemand weiß, wieso."

„Diesen Brunnen kenne ich," erwiderte der Drache. „Eine Kröte sitzt darin. Sobald man diese Kröte aus dem Brunnen entfernt, wird das Wasser sofort wieder klar, ja noch viel besser als früher."

Während der Drache diese Worte sprach, riß ihm die Prinzessin unbemerkt eine Kopffeder aus.

„Dann träumte mir von einem zweiten Reich. Dort trug ein Apfelbaum goldene Äpfel; doch plötzlich verdorrte er, niemand weiß warum," sprach sie weiter.

„Auch den Apfelbaum kenne ich," sagte der Drache. „An seiner Wurzel nagt ein Wurm. Wenn man ihn an eine andre Stelle pflanzte, so würde er noch viel zahlreichere goldene Äpfel tragen als vorher."

Wieder riß ihm die Prinzessin eine Feder aus, doch diesmal spürte er es.

„Au, du reißest mich, gib doch acht und erzähle weiter!" rief er.

Sie fuhr fort.

„Dann träumte mir von einem dritten Reich; dort lebte eine wunderschöne Prinzessin, die von einem Spaziergang nicht zurückkehrte und seither verschwunden ist; niemand weiß wohin."

„Vergaßest du, daß ich dich entführte?" fragte der Drache.

Da riß ihm die Prinzessin die dritte Feder aus.

„Paß doch auf," schrie er sie wütend an, „wenn du mich noch einmal so reißest, fresse ich dich auf!"

Endlich hatte er genug bekommen vom Krauen, reckte sich und flog wieder fort.

Schnell rief die Prinzessin den Gehilfen und sprach zu ihm:

„Komm fliehen wir von hier. Ich besitze ein Zauberbuch, mit dessen Hilfe wir uns in ein vierfüßiges Tier, einen Vogel, in alles, was wir wünschen, verwandeln können."

Sie nahmen das Buch und die drei Federn, dann verwandelten sie sich in Vögel und flogen fort.

Indessen war der Drache wieder nach Hause gekommen; die Prinzessin war nirgends zu erblicken. Er suchte sie überall und erriet schließlich, daß sie ihm entflohen war. Sofort machte er sich auf, um sie zu verfolgen und die Erde erzitterte unter seinem wütenden Flug.

Die Prinzessin und ihr Gefährte flogen immer zu, bis sie sagte:

„Ich will wieder menschliche Gestalt annehmen und horchen, ob die Erde von dem Flug des Drachen bebt, damit wir wissen, ob er uns verfolgt."

Sie legte ihr Ohr an die Erde und hörte den Drachen nahen.

„Er holt uns ein," sagte sie, „ich verwandle mich in einen Bienenstock und dich in den Bienenzüchter. Wenn er dich fragt, ob du eine Frau wie mich gesehen habest, so antworte ihm, daß du eine solche wohl sahst, als du noch jung warst."

Im Nu wurde sie ein Bienenstock, er ein alter Bienenzüchter und bald darauf kam der Drache geflogen und fragte ihn:

„Sage, Großvater, flog hier vielleicht eine Prinzessin vorbei?"

„Ja, ich glaube, in meiner Jugend sah ich eine hier vorüberfliegen," antwortete der alte Bienenzüchter.

Daraufhin kehrte der Drache um und durchsuchte nochmals das ganze Schloß.

Die zwei Flüchtlinge aber verwandelten sich gleich wieder in Vögel. Doch wieder hörte die Prinzessin nach einiger Zeit die Erde dröhnen und sie sagte zu dem Gehilfen:

„Nehmen wir beide menschliche Gestalt an. Du wirst ein Greis und ich eine Greisin und wir gehen miteinander wallfahren."

Als der Drache geflogen kam, sah er am Wege einen gebrechlichen Greis und eine Greisin mit dem Bettelsack auf dem Rücken.

„Saht ihr eine Prinzessin," fragte er.

„Nein, wir sahen keine," antworteten die beiden Alten.

„Vielleicht war sie im Bad und ich finde sie jetzt wieder im Schloß," dachte der Drache und flog wieder zurück.

Die zwei Flüchtlinge verwandelten sich aufs neue in Vögel.

Als der Drache wieder niemand zu Hause fand, geriet er in heftigen Zorn und er machte sich noch einmal auf die Suche.

Die zwei aber waren nun schon ganz nahe dem Reich, von wo der Drache die Prinzessin geraubt hatte. Doch plötzlich erdröhnte wieder die Erde und die Prinzessin sagte zu ihrem Begleiter:

„Der Drache ist ganz nahe! Schnell, verwandle dich in Wasser und ich werde als Ente darin schwimmen."

Der Drache kam voll Wut und Zorn, so daß ihm Schaum vor dem Munde stand. Als er die Ente auf dem Wasser schwimmen sah, erkannte er, daß er keine wirkliche Ente, sondern die Prinzessin vor sich hatte und er versuchte, sie zu fangen. Aber so oft er sich auf sie stürzen wollte, tauchte sie unter und entwischte ihm.

Da begann er das Wasser zu trinken, denn er wollte den See trocken legen. So trank und trank er und trank solange, bis er endlich zerplatzte.

Da wurden die Prinzessin und ihr Begleiter wieder zu Menschen und gingen miteinander frohgemut in das Reich der Prinzessin.

Als der Zar seine Tochter erblickte, wurde er vor Freude ohnmächtig; bald hatte er sich aber wieder erholt, küßte und umarmte die Prinzessin und sie erzählte ihm alle ihre Abenteuer.

Hierauf sprach der Zar zu dem Gehilfen: „Du retteteſt meine Tochter. Sie ſoll deine Frau werden und dazu gebe ich dir die Hälfte meines Königreiches, wie ich es dir verſprach.“

„Nein,“ antwortete der Gehilfe, „dein Reich will ich nicht. Ich will nur deine Tochter zur Frau.“

Darauf feierten ſie eine prächtige Hochzeit, von der man noch lange in der ganzen Welt erzählte. Bald nachher ſagte der Gehilfe zum Zaren:

„Ich reiſe jetzt zu dem Kaufmann, dem ich die Drachenfedern bringen ſoll.“

Er machte ſich mit ſeiner Frau auf den Weg und bald kamen ſie in das Reich, wo der goldene Apfelbaum ſtand.

Sofort ging er zum Zaren und ſprach:

„Hier gibt es einen Apfelbaum, der goldene Früchte trug; jetzt iſt er verdorrt. Ich weiß, daß ein Wurm an ſeiner Wurzel nagt. Wenn Ihr den Baum überpflanzet, wird er noch ſchönere Äpfel tragen als vorher.“

Voll Freude befahl der Zar den Baum umzuſetzen und alſogleich begann er zu blühen und trug noch ſchönere Äpfel als früher.

Der Zar gab dem Gehilfen dafür ſein halbes Reich und dieſer ſetzte ſeine Reiſe fort, bis er in das Land kam, wo der Brunnen mit dem Zauberwaſſer ſtand.

Er ging zum Zaren und ſagte:

„Ihr hattet einen Zauberbrunnen mit einem Waſſer, das die Kranken heilte, die ſich damit wuſchen. Jetzt iſt das Waſſer verdorben, weil eine Kröte darin ſitzt. Wenn Ihr die Kröte entfernt, wird das Waſſer wieder gut ſein.“

Der Zar ließ die Kröte herausholen und kaum war ſie draußen, wurde das Waſſer noch klarer und beſſer als früher.

Auch dieſer Zar gab dem Gehilfen die Hälfte ſeines Königreiches.

Dann reiſte er endlich mit ſeiner Frau zu dem Kaufmann.

Der Kaufmann hatte ſchon tief bereut, den Gehilfen entfernt zu haben, denn ſeit er fort war, konnte ſeine Tochter weder leben noch ſterben. Sie ſah erbarmungswürdig aus und wurde ſchließlich krank, ſo ſehr liebte ſie den Geſellen.

Der Gehilfe kam und als ihn der Kaufmann erblickte, erſchrak er gar ſehr darüber, was für ein vornehmer Herr der arme Burſche geworden war.

Er dachte: „Jetzt kommt er, ſich dafür zu rächen, daß ich ihn zu dem Drachen ſandte. Was ſoll ich nur tun?“ und er ſagte:

„Ich bitte dich, ſei mir nicht böſe! Ich gebe dir alles, was du begehrſt, auch meine Tochter.“

Doch der andere erwiderte:

„Ich vergebe dir. Du wollteſt mich ins Verderben ſchicken, doch ich lebe und bin ein großer Herr. Deine Tochter will ich nicht mehr, denn ich heiratete eine Prinzeſſin und beſitze ein großes Königreich.“

„Und hier bringe ich dir die drei Federn.“

„Iſt es möglich?“ Ihr waret wirklich beim Drachenkönig?“ rief da der Kaufmann.

„Ja, ich war dort; doch glaubst du es mir nicht, so merke auf."

Er nahm eine der Federn und schwang sie leicht in der Luft. Da strömte plötzlich von allen Seiten Wasser herbei. Das schäumte und wogte und floß gerade auf das Haus des Kaufmannes zu.

Der erschrak gewaltig und bat den Gehilfen, dem Wasser Einhalt zu gebieten.

Dieser schwang wieder die Feder; sofort verschwand das Wasser und es war, als wäre es nie dagewesen.

Nun bewegte er die zweite Feder und Schlangen und andere Tiere krochen aus allen Winkeln in solcher Menge hervor, daß der Hof sie nicht fassen konnte.

Wieder schwang er seine Feder und sofort war der Hof leer, als hätte ihn ein Besen rein gefegt.

Endlich nahm er die dritte Feder und schwang sie. Da wurde er mit seiner Frau vom Boden emporgehoben, sie flogen fort in ihr Königreich und wurden als Zarenpaar gekrönt.

Am nächsten Tage jedoch ließ der junge Zar die Kaufmannstochter zur Belohnung ihrer Treue durch seine Boten in einem prachtvollen Wagen in sein Königreich holen. Dort lebte sie an der Seite des Zarenpaares heiter und glücklich bis in ihr hohes Alter.

Der Zar und seine Gattin regierten gütig und weise und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.

Die drei Brüder

Es waren einmal drei Brüder; der jüngste von ihnen fing alles anders an als andre Menschen und er wurde deshalb Dummkopf genannt.

Dummkopf hin und Dummkopf her ging es, bis man schließlich seinen wirklichen Namen vergaß und ihn nur mehr Dummkopf hieß.

Die beiden klugen Brüder führten die Wirtschaft und besorgten das Haus, den Dummkopf, der alles anders machte als andere, schickten sie mit ihren Schweinen auf die Weide.

Einst hatten die Brüder ein Feld mit Weizen gesät. Die Saat ging schön auf, der Weizen blühte schon, da wurde das Feld jede Nacht zertrampelt, so daß großer Schaden angerichtet ward.

Schließlich sagte der älteste Bruder:

„Ich gehe heute Nacht aufs Feld, vielleicht erwische ich den Bösewicht, der meinen Weizen verdirbt."

Als es Abend geworden, ging er hin, setzte sich an den Feldrain und wartete und wartete. Doch niemand kam, er wurde müde und schlief schließlich ein.

In der Frühe erwachte er und sah, daß neuer Schaden angerichtet war.

Wieder zu Hause angelangt, sprach er zu seinen Brüdern:

„Ich habe nichts erreicht; aber man kann doch nicht etwas erwischen, das unsichtbar ist."

Am nächsten Abend sagte der zweitälteste Bruder:

„Heute gehe ich hinaus."

Auch er setzte sich an den Feldrain, wartete und wartete und schlief ein und als er am Morgen nach Hause kam, sagte auch er:

„Wie soll man denn etwas Unsichtbares erwischen?"

Jetzt sagte der kleine Bruder:

„Heute will ich hingehen; vielleicht entdecke ich etwas!"

Die Brüder lachten über diese Worte so sehr, daß sie sich den Bauch halten mußten.

„Wenn wir nichts gesehen haben, wirst du Dummkopf, ihn sicher erwischen!" sagten sie.

Doch er hörte nicht auf ihren Spott und als es Nacht wurde, kleidete er sich an und ging aufs Feld.

Dort pflückte er viele Dornen, dann setzte er sich nieder und streute die stacheligen Dornen rings um sich.

So saß und saß er, die Nacht war schwarz, kein Laut war zu vernehmen und der Schlaf drohte ihn zu überwältigen.

Er schlummerte auch ein, fiel aber vornüber auf die Dornen und erwachte davon. Dies wiederholte sich immer wieder. Er schlummerte ein, fiel vornüber, die Dornen erweckten ihn.

Plötzlich, in tiefer Nacht, hörte er ein Getrampel, daß die Erde dröhnte. Auf seinem Felde sah er ein Pferd, aus dessen Augen feurige Funken sprühten.

Leise ging er darauf zu, schlich immer näher heran, packte es endlich bei der Mähne und sprang ihm auf den Rücken.

Darauf flog das Pferd in rasendem Lauf mit ihm dahin, die Erde dröhnte, der Sturm pfiff und tobte und der Bursche trieb das Pferd zu immer schnellerem Lauf.

In einer Nacht durchquerte der Bruder so die ganze Welt, dann wurde das Pferd müde, kehrte um und als sie wieder auf dem Felde angelangt waren, sagte es:

„Jetzt bist du mein Herr und ich bin dein Pferd; erlaube mir aber in den weiten Steppen zu weiden. Sobald du mich brauchst, komme hieher aufs Feld, rufe und pfeife nur und ich werde sofort bei dir sein."

Der Jüngling gab das Pferd frei und ging heim.

Die Brüder begrüßten ihn lachend:

„Nun, hast du ihn, Dummkopf? Geh lieber dein Schwein hüten, es langweilt sich schon ohne dich."

Der Bursche gab darauf keine Antwort und hütete weiter das Schwein, doch der Weizen blieb seither unbeschädigt.

Eines Tages ließ der König des Landes verkünden: „Derjenige, dem es gelänge, zu Pferd seine Tochter zu erreichen und ihr einen Ring vom Finger zu ziehen, solle die Prinzessin zur Frau bekommen und das Reich erben, da der König keine Söhne hatte."

Die Prinzessin war so schön, daß ihre Schönheit in aller Welt berühmt war. Sie lebte in einem großen Schloß auf einem hohen Berg.

Jeder Mann im ganzen Reich wollte natürlich die Prinzessin gewinnen.

Auch die zwei älteren Brüder wählten sich Pferde aus, um den Versuch zu wagen.

Der Jüngste sah den Vorbereitungen zu und sagte dann:

„Ich wäre vielleicht auch gern hingeritten! Denkt ihr gar nicht an mich?"

Darüber wurden seine Brüder ganz zornig und sagten:

„Was fällt dir denn ein, du Dummkopf, geh lieber dein Schwein hüten."

Und sie ritten zur Prinzessin.

Der Jüngste führte das Schwein auf die Weide, lief dann ins Feld, rief und pfiff.

Da dröhnte die Erde und heran stob das funkensprühende Pferd.

Der Jüngling befahl ihm:

„Trage mich zum König!"

„Mein lieber Herr, mein geliebter Herr," sagte das Pferd, „blicke mir ins rechte Ohr hinein!"

Er blickte hinein und sofort stand er in schöner, reicher Kleidung da.

Darauf fragte das Pferd:

„Mein lieber Herr, mein geliebter Herr, wie hoch soll ich dich tragen? Auf der Erde oder ein Stück über der Erde oder so hoch wie die Bäume sind?"

„Trage mich niedrig über der Erde."

Dann setzte er sich auf und das Pferd lief mit ihm, daß die Erde dröhnte. Sie holten seine Brüder bald ein und jagten wie der Wind an ihnen vorüber.

Endlich kamen sie an einen hohen steilen Berg. Hoch oben erglänzte ein goldener Turm und auf der Zinne saß die Prinzessin, herrlich und schön.

Und überall ringsumher eine unabsehbare Menschenmenge. Bauern und Bürger, Herren und Kosaken, alle waren gekommen, um zu sehen, wer die Prinzessin erringen würde.

Doch wem würde das wohl gelingen?

Viele Ritter waren schon gesprungen, zur halben Höhe gelangt und von dort wieder zurückgeworfen worden.

Auch der Jüngste nahm einen Anlauf, sprang und erreichte beinahe die Höhe. Doch auch er wurde zurückgeworfen.

Die Leute lärmten und riefen:

„Wer ist das, wer ist das?"

Aber niemand erkannte ihn.

Er machte auch nicht halt, sondern wendete sein Pferd und war bald den Blicken der Menge entschwunden.

Er ritt aufs Feld zurück, entließ sein Pferd und trieb das Schwein nach Hause.

Zu Hause erzählten die Brüder rühmend von dem Unbekannten.

„Er ist beinahe bis auf den Turm gesprungen!"

Da sagte der Jüngste:

„Vielleicht war ich der Reiter."

Die Brüder lachten:

„Ach Dummkopf, Dummkopf, was du dir alles einbildest!"

Am nächsten Tag ritten die Brüder wieder zur Prinzessin und hießen den Jüngsten, das Schwein hüten.

Er führte es wieder auf das Feld, pfiff und rief, die Erde erdröhnte, das Pferd kam heran, feurige Funken sprühten aus seinen Augen und er befahl ihm:

„Trage mich zum König!"

„Mein lieber Herr, mein geliebter Herr, in welcher Höhe soll ich dich tragen?"

„Trage mich," sagte er, „in der halben Höhe der Bäume."

Nun lief das Pferd wieder dahin, daß die Erde dröhnte; wieder überholten sie die Brüder und jagten wie der Sturm an ihnen vorbei.

Als sie bei dem Turm ankamen, war dort alles schwarz vor Menschen und die Prinzessin saß, noch schöner, noch herrlicher auf der goldenen Zinne.

Das Pferd sprang wieder, erreichte die Zinne, doch zur Prinzessin gelangte es nicht.

Das Volk rief:

„Wer ist er, wer ist er?"

Doch niemand erkannte ihn.

Er blieb auch nicht stehen, sondern wendete das Pferd und war bald verschwunden.

Am Felde entließ er wieder sein Pferd, trieb das Schwein nach Hause und fand die Brüder wieder daheim.

„Ganz hoch sprang er, nur wenig fehlte noch," rühmten sie.

„Vielleicht war doch ich der Reiter."

Seine Brüder lachten ihn nur aus.

Am dritten Tage ritten die älteren Brüder zum letzten Male zur Prinzessin und schickten den Jüngsten wieder das Schwein hüten.

Er trieb es auf die Wiese, lief ins Feld, pfiff und rief, das Pferd flog heran, feurige Funken sprühten aus seinen Augen, die Erde dröhnte und Dummkopf befahl ihm:

„Trage mich zum König."

„Mein lieber Herr, mein geliebter Herr, in welcher Höhe soll ich dich tragen?"

„Trage mich in der Höhe der Bäume."

Er stieg auf und das Pferd lief, daß die Erde zitterte. Bald hatten sie die Brüder erreicht und fegten wie der Sturm an ihnen vorbei.

Als sie beim König ankamen, war die Menge noch viel größer als je vorher. Aus dem ganzen Reich waren die Menschen herbeigeströmt und fragten voll Neugier und Erwartung:

„Wird es ihm gelingen? Wird er die Prinzessin erreichen?"

Niemand unternahm mehr den Versuch, alles wartete gespannt, ob der kühne Reiter vom vorigen Tage das Wagnis wiederholen würde.

Die Prinzessin erstrahlte hoch oben herrlich und schön wie die Sonne.

Plötzlich sauste der Jüngste wie der Sturm daher, setzte zum Sprung an, erreichte das Ziel, entriß der Prinzessin den Ring und jagte wieder zurück.

Die Menge tobte und schrie: „Wer ist er?"

Doch niemand erkannte ihn und kaum war man zur Besinnung gekommen, waren Roß und Reiter wieder verschwunden.

Er war wieder ins Feld geritten, entließ sein Pferd und trieb das Schwein heim. Den Ring umwand er mit einem Lappen, um ihn den Blicken der andern zu entziehen.

Zu Hause konnten die Brüder den fremden Reiter nicht genug rühmen.

„Und er hat sein Ziel doch erreicht! Das ist ein Ritter wie es wenige gibt."

Wieder sagte der Jüngste:

„Vielleicht bin ich der Ritter?"

„Hast du denn schon ganz den Verstand verloren?" entgegneten darauf seine Brüder.

Am nächsten Tage erließ der König den Befehl, es hätten alle Männer des Landes, alte und junge, Gesunde und Kranke, Krüppel und Greise, zu ihm zu kommen.

Die zwei älteren Brüder gerieten darüber in große Sorge.

„Was werden wir nur mit dem Dummkopf anfangen? Er wird Schande über uns bringen! Doch der König hat befohlen und wir müssen gehorchen."

Sie gingen also in das Schloß und wurden in den Königshof geführt, wo viele gedeckte Tische standen.

Der König bewirtete seine Gäste mit Honig und Wein und später mischte sich auch die Prinzessin unter die Menge. Sie ging mit dem Weinkrug von einem zum andern, bis sie zum Dummkopf kam.

Er hielt ihr seinen Becher mit der linken Hand entgegen und die Prinzessin fragte ihn:

„Warum gebrauchst du nicht deine Rechte?"

„Ich verletzte mir den Finger," entgegnete er und dabei zog er das Tuch herunter. Da funkelte und glitzerte vom Finger der Ring und die Prinzessin sah ihn und klatschte vor Freude in die Hände.

„Das ist mein Ritter," rief sie, indem sie ihn zum König führte.

Dieser mußte natürlich sein königliches Wort halten, sie feierten Hochzeit und die Brüder saßen verwundert dabei und staunten, daß aus dem Dummkopf ein Prinz geworden war.

Brüderchen und ſein Gefolge

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen.

Sie wuchsen bei Vater und Mutter heran und lebten herrlich und in Freuden. Doch bald starben die Eltern und die Kinder blieben allein zurück.

Da sagte der Bruder zu seiner Schwester:

„Jetzt wollen wir in die Welt hinausgehen."

Seine Schwester war einverstanden und sie verließen ihr Heim und gingen in die weite Welt; eines Tages kamen sie in einen tiefen Wald und dort sahen sie plötzlich eine Hütte vor sich.

„Bist du müde Schwesterchen? fragte der Bruder, dann gehen wir in die Hütte und übernachten dort."

„Ja, Brüderchen, gehen wir hinein, ich bin wirklich sehr müde."

In der Hütte fanden sie einen reich besetzten Tisch. Sie aßen und tranken nach Herzenslust, beteten, dankten dann dem lieben Gott und legten sich schlafen.

Am nächsten Morgen sagte Brüderchen:

„Bleibe hier in der Hütte, Schwesterchen. Ich gehe in den Wald, vielleicht gelingt es mir, ein Wild für unser Mittagessen zu erjagen."

Hierauf verfertigte er sich aus Holunder ein Blasrohr und damit ging er in den Wald.

Als er einige Zeit gegangen war, erblickte er plötzlich einen Fuchs.

Er legte sofort an, doch der Fuchs sagte:

„Ach, Jägerchen, kleiner Schütze, töte mich doch nicht, ich will dafür dein Diener sein."

Da ließ der Kleine ab von ihm und der Fuchs folgte ihm überall hin nach. Als sie so miteinander gingen, erblickten sie nach einiger Zeit einen Eber vor sich.

Kaum hatte Brüderchen zu zielen begonnen, sagte auch der Eber:

„Jägerchen, kleiner Schütze, töte mich nicht; ich will dir dafür dienen."

Er schonte auch den Eber und die drei gingen friedlich miteinander durch den grünen Wald.

Da kam ein Wolf daher; wieder zielte Brüderchen, doch auch der Wolf bat:

„Jägerchen, kleiner Schütze, töte mich nicht, ich werde dir dafür dienen."

Sie gingen nun alle vier miteinander, begegneten noch einem Bären, einem Löwen, einem Falken und alle wurden sie seine Diener. So kam er mit ihnen zu Schwesterchen zurück.

Am andern Tag nahm er die Schwester mit auf die Jagd. Im Walde wurden sie von der hereinbrechenden Dunkelheit überrascht.

Was war zu machen? Schwesterchen fürchtete sich, da hob sie Brüderchen auf einen Ast, legte sich neben sie und die Tiere lagerten sich unter dem Baume.

Es wurde immer schwärzere Nacht, so daß man schließlich nicht die Hand vor den Augen sehen konnte.

Plötzlich blitzte in der Dunkelheit ein Licht auf. Darüber erschrak Schwesterchen, doch Brüderchen tröstete:

„Fürchte dich nicht! Sollten wir in Gefahr kommen, werden uns die Tiere beschützen."

Nach längerer Zeit bemerkten sie, daß das Licht aus einer Hütte komme und Brüderchen befahl dem Bären:

„Geh' und sieh' nach, wer in der Hütte wohnt."

Der Bär ging zur Hütte, pochte daran und begann zu brüllen.

Da trat ein Drache aus der Hütte und fragte:

„Kommst du als Freund oder Feind?"

„Ich komme mit dir kämpfen," brüllte ihm der Bär entgegen.

„Wie du willst," erwiderte der Drache.

Kaum hatten sie sich umfaßt, war der Drache von dem Bären auch schon zu Boden geworfen und erdrückt worden.

Als der Drache tot war, pochte der Bär wieder an die Hütte.

Jetzt erschien ein zweiköpfiger Drache und auch er fragte:

„Kommst du als Freund oder als Feind?"

„Glaubst du wirklich, daß ich zu dir als Freund komme? Nein, ich will mit dir kämpfen. Komm' doch schneller her," sagte der Bär.

Er tötete auch den zweiten Drachen, riß ihm seine zwei Köpfe ab und pochte dann neuerlich an die Tür.

Jetzt trat ein dreiköpfiger Drache heraus und er tötete auch ihn.

So tötete er alle, außer dem ältesten mit zwölf Köpfen.

Dieser sah, daß seine Sache schlecht stand und flüchtete in den Keller, bevor ihn der Bär bemerkte.

Als der Bär die Hütte betrat, fand er das Abendessen auf dem Tisch, doch es war niemand zu erblicken.

Da kehrte er zu Brüderchen zurück und erzählte in gutem Glauben, daß er alle Drachen getötet hätte.

Nun sagte Brüderchen zu Schwesterchen:

„Komm' gehen wir in die Hütte, wir können dort zu Abend essen."

Sie kletterten vom Baum herab und die ganze Gesellschaft begab sich in die Hütte.

„Bleib heute zu Hause, ich habe ein Pferd gefangen und will auf die Jagd reiten."

Am nächsten Tage sagte Brüderchen zu Schwesterchen:

„Bleib heute zu Hause, ich werde allein auf die Jagd gehen."

Schwesterchen blieb allein in der Hütte und saß nachdenklich beim Fenster, doch plötzlich erschrak sie so sehr, daß sie sich nicht von der Stelle rühren konnte.

Groß und furchtbar mit seinen zwölf Köpfen stand ein Drache vor ihr in der Stube. Langsam kam er auf sie zu und sprach:

„Dein Bruder ist mit seinem Gefolge weit fort und du bist jetzt in meiner Gewalt. Versprichst du mir aber, deinen Bruder zu töten und mich nachher zum Manne zu nehmen, so schone ich dich und fresse dich nicht." Dabei verzauberte er ihr Herz, daß es hart und böse wurde. Und da fragte sie:

„Wie soll ich es denn anfangen, meinen Bruder zu töten?"

„Stelle dich krank und verlange dann von ihm, daß er dir den Hahn bringt, der oben auf dem Kreuz an der Straße steht. Auf dem Wege dahin wird ihn sein Pferd töten."

Als Brüderchen von der Jagd heimkehrte fand er Schwesterchen stöhnend und schreiend im Bett liegen: „Bald, bald muß ich sterben!"

„Warum weinst du," fragte Brüderchen, was fehlt dir?"

„Ach, Brüderchen, Täubchen, ich bin so krank und meinte schon, ich müßte sterben, ohne dich wiedergesehen zu haben. Aber wenn du mir den Hahn vom Kreuz an der Straße brächtest, würde ich sofort wieder gesund sein."

Brüderchen sattelte sein Pferd und ritt davon. Plötzlich sprach das Pferd zu ihm:

„Wir reiten nicht nach der Arznei,
Wir reiten in die ewige Vernichtung."

„Wie Gott will," entgegnete Brüderchen, „doch ich kehre nicht ohne den Hahn zurück."

„Merke gut auf," sagte da wieder das Pferd. „Halte dich recht fest an, wenn ich an dem Kreuz hinaufspringe. Denn wenn du fällst, gehen wir beide zu Grunde. Ich könnte mich vielleicht noch retten, du aber würdest nie mehr Gottes schöne Welt erblicken."

Sie wußten nicht, wie lange sie geritten waren, als sie beim Kreuz anlangten. Das Pferd sprang in die Höhe, Brüderchen streckte die Hand nach dem Hahn aus, stieß aber dabei an den Arm des Kreuzes und wäre erschlagen worden, wenn er sich nicht noch rasch gebückt hätte. Den Hahn hatte er jedoch ergriffen und damit ritt er heim.

Der Drache wußte jedoch schon, daß Brüderchen mit dem Hahn auf dem Heimweg war und er sagte zu Schwesterchen:

„Wenn dein Bruder dir den Hahn bringt, so stöhne und jammere weiter und bitte ihn, dir einen Frischling zu holen. Die alten Wildschweine werden ihn und sein Gefolge dabei sicher zerreißen."

Bald darauf kam Brüderchen nach Hause, überbrachte ihr den Hahn und sie sagte:

„Ach, Brüderchen, Täubchen, hätte ich doch nur einen Frischling. Ein einziger Bissen davon würde mich gewiß von meiner Krankheit heilen."

Da blieb Brüderchen nichts anderes übrig, er sattelte sein Pferd und ritt wieder davon. Und wieder sprach das Pferd:

„Wir reiten nicht nach der Arznei,
Wir reiten in die ewige Vernichtung."

„Wir werden von den Wildschweinen zerrissen werden."

„Wie Gott will, doch ohne das Junge kehren wir nicht heim."

So ritten sie denn weiter und das Pferd sagte:

„Halte dich nur recht fest an mir an, denn wenn du fällst, bist du verloren."

Sie erreichten endlich den Lagerplatz der Wildschweine und sahen, wie sich die kleinen Ferkel tummelten.

Das Pferd sprang mit ganzer Kraft mitten unter die Wildschweine, der Reiter bückte sich und hatte kaum seine Hand ausgestreckt, liefen die Eber schon von allen Seiten herbei. Die Hauer standen ihnen ganz schrecklich aus dem Maul heraus und mit einem einzigen Stoß hätten sie ihm die Gedärme aus dem Leibe reißen können.

Trotzdem ergriff er rasch ein Ferkel, das Pferd sprang auf und obzwar ein Eber ihm unter den Bauch gekrochen war, um es aufzuspießen, entkamen sie glücklich und jagten spornstreichs nach Hause.

Doch der Drache, der bereits wußte, daß Brüderchen unversehrt von den Wildschweinen wiederkehrte, sprach zu dem Mädchen:

„Dein Bruder bringt dir den Frischling. Sage, daß du das Fleisch nicht berühren kannst. Aber du würdest sofort gesund werden, wenn du Kuchen aus einem Mehl äßest, das in der Mühle mit den zwölf Türen in einem Kasten aufbewahrt ist.

In der Mühle wird er sicher zu Grunde gehen; zumindest wird sein Gefolge umkommen und dann töte ich ihn sofort.

Als Brüderchen mit dem Ferkel kam, stellte sich seine Schwester sterbend und klagte:

„Ach, ich würde sicher gesund, Brüderchen, wenn ich das Mehl aus der Mühle mit den zwölf Türen hätte. Daraus könnte man Kuchen backen und von einem kleinen Stückchen würde ich gesund werden.

Nimm doch das Wildschwein weg, sein bloßer Anblick erregt mir Ekel."

Da ritt Brüderchen wieder davon und wieder sprach das Pferd:

„Wir reiten nicht nach der Arznei,
Wir reiten in die ewige Vernichtung."

„Das nützt alles nichts. Schwesterchen muß gerettet werden; du siehst ja, daß sie auf dem Totenbette liegt. Es werde, wie Gott will, doch ohne Mehl kommen wir nicht zurück," antwortete der treue Bruder.

Da sprach das Pferd:

„In der Mühle sind zwölf Türen; sobald ich seufze, öffnet sich die erste Türe, wenn ich wiehere, springen alle zwölf auf. Die Türen schließen sich aber sehr bald wieder und du mußt sogleich — ob mit oder ohne Mehl umkehren."

Endlich kamen sie bei der Mühle an.

Vor der Türe saß der Müller, ein Greis, auf dem Moos wuchs und der vor Alter zitterte.

Er fragte Brüderchen:

„Was willst du, mein Sohn?"

„Ich brauche Mehl von deiner Mühle, Großvater."

„Eh," erwiderte der Alte, „es waren schon noch ganz andre wie du da und niemand bekam Mehl aus meiner Mühle. Schlag' dir diesen Gedanken nur wieder aus dem Kopf. Da ist alle Mühe vergebens."

„Das macht nichts, Großväterchen," sagte Brüderchen.

Er zog hierauf das Pferd leicht am Zügel, es seufzte und die erste Türe öffnete sich; dann wieherte das Pferd, da sprangen alle Türen auf.

Brüderchen ritt schnell hinein, das Gefolge jagte ihm nach und kaum hatte er eine Handvoll Mehl aus dem Kasten gerissen, drängte das Pferd:

„Schnell, schnell, sonst kommen wir hier alle um."

Er wendete das Pferd, raste zurück und kam noch knapp durch die letzte Türe, als sich bereits die Türen alle schlossen.

Dem Pferd wurde ein Teil des Schweifes eingeklemmt und abgerissen, die anderen Tiere waren drinnen gefangen, außer dem Falken, der noch rasch hinausgeflogen war.

Der Drache frohlockte schon, daß das Gefolge in der Mühle gefangen war.

Und kaum hatte Brüderchen zu Hause dem Mädchen das Mehl übergeben, stand ein zwölfköpfiger Drache vor ihm und schrie ihn an:

„Jetzt habe ich keine Furcht mehr vor dir und ich werde dich auffressen, weil du den Tod meiner Brüder verschuldet hast."

Brüderchen erschrak heftig, doch er faßte sich rasch:

„Ha, ich bin doch von der Reise ganz beschmutzt; es wird einem übel, wenn man mich nur ansieht und in diesem Zustand wolltest du mich fressen? Warte doch noch ein wenig; ich werde erst ein Bad im Teich nehmen und nachher magst du mich verspeisen," sagte er.

„Gut, nimm zuerst ein Bad im Teich. Daß du mir aber nicht zu lange ausbleibst!" antwortete das zwölfköpfige Ungeheuer.

Brüderchen ging zum Teich und der Falke umkreiste ihn. Er entkleidete sich und badete, wobei er den Falken fragte:

„Falke, mein Falke, du fliegst so hoch, du siehst so weit; sage mir, ist mein Gefolge noch ferne?"

„O weh, sehr ferne," antwortete der Falke, „sie beißen sich eben durch die erste Türe in der Mühle durch."

Nach einiger Zeit fragte Brüderchen wieder:

„Falke, mein Falke, du fliegst so hoch, du siehst so weit, sage mir, ist mein Gefolge noch ferne?"

„Oh, noch sehr ferne; sie beißen jetzt die zweite Türe durch."

So badete er im Teich und befragte den Falken immer wieder ängstlich über sein Gefolge.

Dieser antwortete immer, nun sind drei Türen, vier Türen, fünf Türen zerbissen, denn in der Mühle waren ja zwölf Türen.

Der Drache hatte lange gewartet, endlich ging er zu dem Teich und sagte:

„Du hast genug gebadet. Komm schon heraus, ich habe Hunger."

„Ach, ich bin noch nicht rein gewaschen. Bitte sei so lieb und warte ein bißchen," bat ihn Brüderchen.

Und er fragte den Falken:

„Falke, mein Falke, du fliegst so hoch und siehst so weit, sage mir, ist mein Gefolge noch ferne?"

Der Drache aber drängte fortwährend:

„Komm doch schon heraus!"

„Du, Drache," sagte da Brüderchen, „ich fürchte mich zu sehr, wenn ich ansehen muß, wie du auf mich losgehst, um mich zu fressen. Stelle mir im Teich eine hohe Säule auf; ich klettere hinauf, verbinde mir die Augen, drehe mich um und lasse mich dann fallen, damit du mich fressen kannst."

„Gut," sagte der Drache und wie das eben bei Drachen so ist, stand gleich eine hohe Säule im Teich.

Brüderchen kletterte hinauf, verband sich die Augen, und vorsichtig, um ja nicht zu fallen, drehte er sich um.

Der Drache wartete und wartete; doch Brüderchen fiel nicht.

Da sagte er:

„Falle doch schon, was machst du nur so lange?"

Brüderchen aber fragte wieder:

„Falke, mein Falke, du fliegst so hoch, du siehst so weit, sage mir, ist mein Gefolge noch ferne?"

„Jetzt sind schon elf Türen durchgebissen."

Nun wurde der Drache so zornig, daß ihm Schaum vor das Maul trat und er schrie wütend:

„So falle doch schon herunter!"

Er lief um die Säule herum, aber plötzlich sah er hinter dem Wald eine furchtbare Staubwolke aufsteigen, die alles ringsum verdunkelte.

Da stutzte der Drache und sagte zum Brüderchen:

„Du stehst höher als ich, schau' doch, woher die Staubwolke kommt."

Freudig nahm Brüderchen die Binde von den Augen und fragte wieder:

„Falke, mein Falke, du fliegst so hoch, du siehst so weit, sage mir, ist mein Gefolge noch ferne?"

„Sie sind schon am Wege und der Staub, den du dort siehst, wird von ihren Füßen aufgewirbelt."

Brüderchen sah genau, was vorging, doch zum Drachen sagte er:

„Meine armen Tiere wurden in der Mühle verbrannt. Der Staub ist ihre Asche, mit der man die Felder sät."

Kaum hatte er diese Worte zu Ende gesprochen, hatte der Löwe schon den Drachen erreicht und seine Pranken in ihn gegraben. Ihm dicht auf dem Fuße folgten die anderen Tiere und in wenigen Augenblicken hatten sie den Drachen so zerrissen, daß kein Knochen ganz blieb. Die Überreste streuten sie in alle Winde.

In diesem Augenblicke wich auch der Zauber von Schwesterchen und sie war so zu Tode erschrocken über das, was sie getan, daß sie mit Windeseile entfloh.

Sie lief aus der Hütte in den Wald. Nach langer Wanderung betrat sie ein unbekanntes Land.

Da fragte sie die Leute, in welcher Stadt der Zar wohne und nachdem sie dies erfahren hatte, ging sie zu ihm.

Der Zar suchte schon lange eine Verwalterin. Das Mädchen gefiel ihm und er sagte zu ihr:

„Weißt du Mädchen, ich suche schon lange eine Verwalterin; doch keine war bisher nach meinem Geschmack. Du gefällst mir! Bleibe hier und ich zahle dir, soviel du verlangst."

Sie war es zufrieden und erhielt hundert Rubel oder vielleicht noch mehr, denn ihr wißt ja, daß Zaren gut zahlen.

So lebte sie ungefähr ein halbes Jahr bei dem Zaren, bis sie eines Tages von ihrem Bruder erzählte.

Sie sagte, daß ihm Gott ein Gefolge gegeben hatte, mit dessen Hilfe er alles auf der Welt erreichen und besiegen könne; nichts brauche ihm Furcht einzujagen, weder eine verwunschene Mühle, noch ein Drache im Urwald oder über dem Meer. Er bekäme alles, was er sich nur wünsche.

Den Zaren erfaßte ein heftiges Verlangen, diesen mächtigen Menschen zu sehen und er sandte seine Generale über die ganze Erde ihn suchen.

Endlich, nach einem ganzen Jahre, hatten sie ihn gefunden und brachten ihn und sein Gefolge zum Zaren.

Als seine Schwester ihn erblickte, raufte sie sich das Haar.

„Was soll nur aus mir werden, wenn mich mein Bruder findet?" Aber vielleicht gibt mir die Zauberin einen Rat, wie ich Brüderchens Verzeihung erlangen könnte," dachte sie.

Schnell lief sie zur Zauberin und bat sie um Hilfe.

Doch die Zauberin hatte schon von Brüderchen und seinem herrlichen Gefolge gehört und sie fürchtete, daß sie am Zarenhofe durch ihn an Macht und Ansehen geschädigt werden könnte.

Deshalb hatte sie lange darüber nachgedacht, wie sie Brüderchen aus der Welt schaffen könnte und als nun Schwesterchen zu ihr kam, freute sie sich sehr und sprach:

„Nimm diese Zauberkräuter, Töchterchen. Binde sie in ein Tüchlein und lege sie deinem Bruder unter das Kopfkissen. Er wird davon einschlafen und sich morgen nicht mehr erinnern, was du ihm angetan hast."

Froh nahm die Schwester die Zauberkräuter entgegen und lief damit nach Hause.

Dort legte sie das Tüchlein mit den Kräutern rasch unter Brüderchens Kopfkissen, dann lief sie davon.

Bald darauf kam Brüderchen und legte sich schlafen. Doch in der Nacht hörte der Bär, daß er anders schnarchte als sonst. Deshalb ging er ans Bett, fand dort das Tüchlein und warf es zum Fenster hinaus.

Als Brüderchen erwachte, sagte er:

„Ach, wie herrlich ich heute nacht schlief."

„Ja, du schliefst gut und wäre ich nicht gewesen, so hättest du bis in alle Ewigkeit geschlafen, denn man wollte dich vergiften," antwortete der treue Bär.

Als Schwesterchen am nächsten Morgen die Zauberkräuter draußen vor dem Fenster fand, erschrak sie sehr.

Sie lief wieder zur Hexe und sagte:

„Ach, ich fürchte, mein Bruder wird mir nicht vergeben, denn ich fand heute morgens die Zauberkräuter vor dem Fenster."

„Nimm diese Kugel, Töchterchen und lege sie deinem Bruder unter den Kopf; dann wird alles gut werden," sagte die Hexe.

Schwesterchen ging mit der Kugel nach Hause und erfuhr, daß der Zar seine Tochter indessen mit Brüderchen verheiratet hatte.

Sie freute sich herzlich darüber und legte ihm des Abends die Kugel unter das Kopfkissen.

Doch im Schlaf bohrte sich die Kugel in Brüderchens Kopf und am nächsten Tag fand man ihn tot.

Schwesterchen jammerte herzbrechend. Seine Frau trauerte und weinte, es weinte der Zar und die Zarin und das Gefolge heulte, daß es entsetzlich anzuhören war.

Endlich sagte der Zar zur Zarin:

„Wir werden unserem Schwiegersohn ein königliches Begräbnis veranstalten. Aber was sollen wir nur mit seinem Gefolge machen? Die Tiere werden uns ja nicht einmal den Leichnam in den Sarg legen lassen."

„Wir müssen das Gefolge betrunken machen und während es seinen Rausch ausschläft, werden wir ihn begraben," erwiderte die Zarin.

Dies geschah auch. Das Gefolge schlief in schwerem Rausch, als der Sarg aus dem Hof getragen und in einem Kellergewölbe unter der Kirche eingemauert wurde.

Als die Trauergäste ins Schloß zurückkamen, war das Gefolge bereits erwacht. Es heulte und schrie und suchte überall nach der Spur seines Herrn. Das Schloß erbebte unter dem Stampfen der Tritte.

Schließlich gelang es dem Bären, die Spur zu finden. Heulend verfolgte er sie, die andern Tiere ihm auf den Fersen.

So kamen sie zur Kirche, zertrümmerten die Kellertür, schleppten den Sarg hinaus und trugen ihn ins Schloß zurück.

Dort setzten sie ihn mitten im Hofe nieder, sie alle stellten sich rund herum und heulten und schrien, daß einem angst und bange wurde.

Als der Zar das Geheul hörte, fragte er die Zarin:

„Was sollen wir nun mit unserm toten Schwiegersohn machen?"

„Ja, was sollen wir mit ihm machen? Wir müssen jetzt versuchen, ihn am Bauernfriedhof zu begraben. Vielleicht bleibt er dort unentdeckt."

Der Zar befolgte ihren Rat, ließ dem Gefolge wieder berauschende Getränke geben und den Leichnam im Bauernfriedhof begraben.

Als das Gefolge erwacht war, hatte es nach kurzer Zeit die Spur wieder entdeckt und die Tiere scharrten so lange mit den Pfoten die Erde fort, bis sie den Sarg bloß gelegt hatten, dann hoben sie ihn auf die Schultern und trugen ihn ins Schloß zurück.

Wieder stellten sie ihn inmitten des Hofes nieder, umringten ihn wie das erste Mal und wehklagten und schrien.

Als der Zar und die Zarin das Geheul hörten, liefen sie ans Fenster und sahen, daß das Gefolge ihren toten Schwiegersohn wieder ausgegraben hatte.

„Was sollen wir nur machen?" fragte der Zar.

„Wir müssen etwas andres ersinnen," antwortete seine Frau.

„Ja, was willst du da ersinnen?" jammerte er.

„Lassen wir ein großes Faß mit Harz bestreichen, damit das Wasser nicht eindringen kann. Da hinein legen wir den Toten und dann senken wir das Faß ins Meer hinab. Es wird fortschwimmen und vom Gefolge sicher nicht gefunden werden.

Dies geschah.

Bevor das Gefolge noch betrunken war, stand das Faß schon bereit und als das Gefolge schlief, legte man den Toten hinein, das Faß wurde verschlossen und ins Meer gesenkt.

Der Wind trieb es auf den Wellen dahin und als die Tiere erwachten, war ihr toter Herr verschwunden.

Aber die Tiere fanden doch wieder die Spur, die zum Meere führte.

Heulend ließen sie sich am Strande nieder. Da erhob sich plötzlich ein furchtbares Unwetter; das Geheul der Tiere wurde vom Brausen des Meeres übertönt.

Nach einiger Zeit drehte sich der Wind und trieb das Faß in der Richtung zurück, aus der es gekommen war. Eine Woge erfaßte es und warf es an den Strand zurück.

Sofort stürzte sich das Gefolge darauf, sprengte die Reifen und nahm den Toten heraus. Sie legten ihn in den feinen Sand und umringten ihn wieder laut heulend.

Der Löwe, der zu Häupten des Toten stand, streichelte unablässig seinen Kopf. Dabei berührte er mit seiner Pranke die Kugel. Sie sprang heraus und blieb in seinem eigenen Kopfe stecken; der Löwe fiel tot zu Boden.

Doch Brüderchen war zum Leben erwacht und fragte:

„Ach, wie lange schlief ich denn?"

„Oh, du schliefst gut," antwortete der Bär, „sieh dir den Löwen an, so gut schliefst auch du."

Trauernd umringten sie nun alle den Löwen; der Bär stand bei seinem Kopf und begann die Kugel mit seinen Krallen herauszukratzen.

Schließlich sprang sie heraus, doch gerade zwischen die Augen des Bären.

Sie trauerten jetzt um den Bären, da fing der Wolf an, den Kopf des Toten mit seinen Pfoten zu untersuchen. Lange kratzte er vergeblich und er wurde ganz zornig darüber.

Er suchte und suchte, bis die Kugel ihm in den Kopf drang und er leblos zu Boden rollte. Der Fuchs blieb trauernd beim Wolf stehen und sagte ärgerlich:

„Warum waren sie alle so dumm, den Kopf vorzustrecken, wenn sie die verfluchte Kugel herausnahmen. Ich werde meinen Kopf zur Seite drehen, damit sie mich nicht trifft."

„Weinend begann er zu suchen, konnte die Kugel jedoch nicht finden und bückte sich ganz tief hinab zum Kopf des Wolfes. Er berührte ihn sehr vorsichtig mit den Pfoten, um die Stelle zu entdecken und die Kugel aus sicherer Entfernung herauszunehmen.

Aber plötzlich sprang sie heraus und ihm gerade in den Kopf. Tot fiel er zu Boden, doch der Wolf war wieder lebendig.

So ging es der Reihe nach bis zum Falken.

Der Falke lag tot am Meer die andern umstanden ihn weinend und wußten sich keinen Rat. Sie berieten lange hin und her.

Schließlich sagten sie:

„Ja, wir können da nichts machen. Übrigens ist der Falke kein so bedeutender Vogel. Lassen wir ihn hier ruhig liegen, vielleicht hilft ihm Gott und befreit ihn noch auf irgend eine Weise."

Dann gingen sie wirklich fort. Doch schon nach ein oder zwei Meilen sahen sie den Falken auf sich zufliegen, der ihnen erzählte, wie er erlöst worden war.

Das Meer hatte vielerlei Stöcke ans Land geworfen und ein solcher Stock hatte ihm die Kugel aus dem Kopf gestochen.

Darauf erwachte der Falke wieder zum Leben, blickte um sich, doch es war niemand zu sehen. Da schwang er sich hoch, hoch in die Luft, überblickte weithin die Lande und flog seinen Freunden nach.

Die ganze Schar zog nun fröhlich nach Hause und wurde jubelnd begrüßt.

Es freute sich die Prinzessin, Zar und Zarin freuten sich, auch Schwesterchen war ganz selig, alle waren glücklich und froh, daß Brüderchen aus dem Jenseits zurückgekehrt war.

Vor lauter Freude schenkte ihm der Zar als Mitgift sein ganzes Königreich und behielt sich selbst nur den Palast, in dem er wohnte.

Brüderchen übernahm das Reich und befahl sofort zwei Hengste aus dem Stall zu führen. An ihre Schweife ließ er die böse Hexe binden, die ihm nach dem Leben getrachtet hatte. Die Hengste schleiften sie hinter sich bis weit in die Steppe und dort verschwanden sie mit ihr für ewige Zeiten.

Schwesterchen aber ward in dem gleichen Augenblick des bösen Zaubers ledig und kehrte zurück in die Arme ihres Bruders.

Verfolgte Unſchuld

Es war einmal ein Mann und eine Frau. Sie hatten zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, mit welchen sie froh und zufrieden lebten.

Da starb eines Tages der Vater und bald darauf folgte ihm die Mutter im Tode nach.

Die zwei Geschwister blieben als Waisen allein auf der Welt zurück; doch sie liebten sich innig, lebten einträchtig miteinander und eines tat dem andern so viel Liebes, als es nur konnte.

Als sie erwachsen waren, sagte also der Bruder zu seiner Schwester:

„Was meinst du, Schwesterchen, wäre es nicht gut und klug, wenn ich heiratete? Du hättest weniger Arbeit und überdies eine fröhliche Freundin im Haus."

„Ja, heirate, mein lieber Bruder," antwortete die Schwester, „ich werde deiner Frau eine gute Freundin sein."

Darauf schickte der Bruder seine Werber aus, die brachten ihm bald ein Mädchen, mit dem er Hochzeit feierte und nun lebten die drei miteinander.

Er liebte sie beide gleich zärtlich; doch nach einiger Zeit wurde seine Frau auf die Schwester eifersüchtig.

Sie begann sie zu hassen, obgleich die Schwester sich redlich bemühte, die Liebe der Frau ihres lieben Bruders zu gewinnen und Nächte hindurch für sie arbeitete.

Die Frau verleumdete das Mädchen, indem sie ihrem Mann erzählte, daß seine Schwester faul und unordentlich sei, doch der Bruder glaubte ihr nicht.

Einst mußte er eine weite Reise machen.

Als er fort war, hackte die Frau seinen Jagdhunden die Pfoten ab und bei seiner Heimkehr lief sie ihm sogleich entgegen und rief ihm zu:

„Da sieh' einmal, was für eine liebe Schwester du hast! In deiner Abwesenheit hackte sie den Jagdhunden die Pfoten ab."

„Daran liegt doch nicht viel; meine Schwester gilt mir mehr als meine Hunde," antwortete er.

Der Schwester gegenüber erwähnte er den Vorfall mit keinem Wort.

Doch nach einiger Zeit mußte er wieder verreisen und diesmal hieb die Frau seinem besten Pferde mit einem Säbel die Beine ab.

Als er zurückkehrte, lief sie ihm wieder entgegen:

„Du hast wirklich eine liebe Schwester! Nun schlug sie deinem Lieblingspferd die Beine ab!"

„Ach, daran liegt doch nichts. Meine Schwester ist mir teurer als das Pferd," erwiderte der Mann.

Mit seiner Schwester sprach er wieder kein Wort über die Sache.

Aber er mußte ein drittes Mal verreisen.

Während er unterwegs war, steckte die Frau sein Haus in Brand, so daß er um seine ganze Habe kam, so verblendet war sie in ihrem Haß gegen ihre Schwägerin.

Nachdem sie dies getan, sandte sie ihrem Manne einen Boten nach und ließ ihn zurückholen.

Höhnisch sprach sie zu ihm:

„Du wolltest mir nicht glauben, als ich dir sagte, was für eine saubere Schwester du hast. Jetzt hat sie dich ganz zu Grunde gerichtet."

Darauf wurde der Bruder furchtbar zornig.

Seine Schwester hörte nicht auf, ihre Unschuld zu beteuern, sie schwur und schluchzte, doch es war alles vergebens, er glaubte ihr nicht.

„Wer anders kann das Feuer gelegt haben als du? Oder willst du mir vielleicht noch einreden, daß meine Frau sich selbst ins Elend bringen will?"

Und ohne auf ihre Bitten und Beschwörungen zu hören, übergab er sie dem Gericht.

Die Richter berieten lange, was für eine Strafe das Mädchen verdiente.

Der eine schlug vor:

„Stecken wir sie auf Lebenszeit ins Gefängnis."

Der andere sagte:

„Sie soll für die Tat den Tod erleiden."

Doch der dritte sprach:

„Schmieden wir ihr die verruchten Hände, mit denen sie die Tat getan, auf dem Rücken zusammen und lassen wir sie dann frei."

So geschah es.

Dem armen Mädchen wurden ihre weißen Hände auf den Rücken gelegt, ein eisernes Band wurde darüber geschoben und unlösbar zusammengeschweißt.

Dann jagte man es in die weite, kalte Welt hinaus.

Das arme, unschuldige Wesen irrte durch die Steppen und Wälder, bis es seine Kräfte verließen. Es blutete schon aus vielen Wunden und ließ eine blutige Spur hinter sich.

Endlich nach langem Herumirren, kam sie zu einem großen Garten. Sie schritt durch das offene Tor und erblickte drinnen einen schönen Apfelbaum mit goldenen Früchten. Einer der goldenen Äpfel hing ganz niedrig und da das Mädchen von all dem Leiden und der langen Wanderung sehr hungrig war, pflückte sie ihn und aß die Frucht.

Nachdem sie geruht hatte, ging sie einige Schritte weiter, bis sie zu einem Brunnen kam. Wie sie sich darüber bückte, um zu trinken, verlor sie das Gleichgewicht und stürzte hinein. Es war aber ein Zauberbrunnen, in den das Mädchen gefallen war und kaum war sie in dem Wasser, da fielen die Bande von ihr ab und ihre Wunden waren geheilt. Sie kletterte aus dem Brunnen und, Gott für ihre Rettung dankend, ging sie in dem schönen Garten spazieren.

Da sah sie einen herrlichen Prinzen des Weges kommen; der schritt gerade auf den Apfelbaum zu. Als er bemerkte, daß einer der goldenen Äpfel fehlte, fragte er:

„Wer hat mir meinen goldenen Apfel gestohlen?"

Das Mädchen hatte sich im Gebüsch verborgen gehalten, nun trat es hervor und sagte:

„Ich aß deinen goldenen Apfel."

Da fragte der Prinz:

„Wer bist du und wie kommst du hierher?"

Nun erzählte ihm das Mädchen alle ihre traurigen Erlebnisse. Während sie sprach, blickte sie der Prinz unverwandt an. Er war entzückt von ihrer Holdheit und Lieblichkeit und es schien ihm, als sei der ganze Garten in ein helleres und schöneres Licht getaucht, seit sie ihn betreten hatte.

„Mädchen," sagte er schließlich, „willst du meine geliebte Frau werden?"

Beglückt von seiner Güte und Schönheit, willigte sie freudig ein.

Bald darauf feierten sie Hochzeit und lebten ein volles Jahr in Freude und Herrlichkeit.

Dann mußte der Prinz eine Reise in ein fernes, fremdes Land machen.

Während er fort war, gebar seine Frau einen Sohn, der war herrlich schön und auf seiner Stirn erstrahlte ein funkelnder Stern.

Die Mutter war unendlich glücklich; sofort sandte sie ihrem Gemahl einen Brief nach, worin sie schrieb:

„Ich bekam einen schönen, herrlichen Sohn; auf der Stirn trägt er einen strahlenden Stern."

Der Bote mußte unterwegs übernachten.

Er war dabei in die Hütte des Bruders gekommen und auf Befragen erzählte er der Frau seinen Auftrag, woher er komme und wohin er gehe.

Sofort wußte sie, daß die Prinzessin ihre Schwägerin war und während der Bote schlief, nahm sie ihm seinen Brief und vertauschte ihn mit einem andern, worin sie schrieb:

„Ich bekam einen Sohn mit einem Hundekopf."

Am nächsten Morgen reiste der Bote weiter und überbrachte dem Prinzen diesen Brief.

Als der Prinz die Worte gelesen hatte, wurde er sehr zornig und schrieb als Antwort:

„Ich befehle, die Mutter samt dem Neugeborenen davonzujagen."

Als die Ältesten des Landes diesen Befehl lasen, schüttelten sie die Köpfe, doch sie mußten ihre Pflicht tun und gehorchen.

So wurde die arme Frau mit ihrem unschuldigen Kinde verstoßen.

Die Unglückliche mußte wieder hinausziehen in die weite Welt. Lange Zeit verdiente sie durch ihrer Hände Arbeit ihr Brot bei fremden Menschen.

Ihr Sohn wuchs indes fröhlich heran, er war voller Leben und Heiterkeit.

Der Prinz jedoch hatte nach seiner Rückkehr erfahren, daß sein Sohn gar keinen Hundekopf hätte, sondern vor andern durch einen strahlenden Stern auf der Stirn ausgezeichnet war.

Fortan dachte er an nichts andres als an seine verstoßene Frau und er fuhr durch die ganze Welt sie suchen.

Lange reiste er traurig durch die Lande; von seiner Frau war keine Spur zu entdecken. Schließlich kam er aber in das Dorf, wo sie lebte.

Er war müde, wollte ein wenig ruhen und setzte sich in den Schatten einer Hütte. Auf der Dorfstraße tollte eine Schar Knaben umher, er sah ihnen zu und einer darunter, ein besonders schöner Knabe, fiel ihm auf. Auch der Knabe starrte den Prinzen verwundert und entzückt an.

Endlich rief er ihn zu sich und fragte ihn:

„Wie heißt dein Vater?"

„Mein Vater ist ein Prinz," antwortete der Knabe.

„So, etwas anderes weißt du mir nicht aufzubinden? Wo wohnt denn dieser Prinz?"

„Das weiß ich nicht," erwiderte das Kind, „denn mein Vater verstieß meine Mutter, als ich noch ganz klein war."

„Wie heißt deine Mutter?"

Der Knabe erzählte nun alles, was er gehört hatte, daß man seiner Mutter die Hände auf den Rücken geschmiedet, daß der Prinz sie geheiratet und sie dann aus dem Schlosse hatte jagen lassen.

Hierauf strich der Prinz dem Knaben das Haar aus der Stirn und ein Stern blitzte ihm blendend entgegen. Da rief er:

„Führe mich gleich zu deiner Mutter!"

Er erkannte sie sofort und die beiden feierten ein unbeschreibliches Wiedersehen.

Der Prinz nahm sie mit sich in die Heimat, wo sie gleich nach ihrer Ankunft den Boten rufen ließen.

Nun erfuhren sie, daß er bei der Schwägerin der Prinzessin übernachtet hatte.

Der Prinz befahl, den Bruder und seine Frau vor ihn zu bringen.

Sie kamen und als die Frau die verhaßte Schwägerin in ihrem Glücke sah, wurde sie von Neid und Wut so überwältigt, daß sie sich selbst tötete.

Der Bruder aber lebte von Stund' an bei seiner Schwester und sie erkannten dankbar, wie glücklich das Schicksal alles für sie gefügt hatte.

Des Königs Bruder

Es war im siebenundsiebzigsten Land über dem gläsernen Berge über dem roten Meere über der Teufelsinsel.

Dort war ein armer Mann, der lebte davon, daß er im Walde Vögel fing.

Einst kam er zu einem hohen Baum und entdeckte ganz droben auf dem Gipfel ein Nest.

Gleich stülpte er seine Hosen und Ärmel auf und kletterte auf den Baum. Ganz leise schlich er sich ans Nest heran, ein Vogel saß darin, den fing er.

Seinen neuen Gefangenen steckte er gleich in den Käfig, den er stets auf dem Rücken trug, dann kletterte er wieder vom Baume herab und ging nach Hause.

Erst als er den Käfig an die Wand gehängt hatte, betrachtete er seinen Fang näher und bemerkte unter seinem Flügel etwas Glänzendes. Nun wurde er aufmerksam, untersuchte den Vogel und da fand er unter dem einen Flügel in goldenen Buchstaben die Worte:

„Wer den Kopf des Vogels ißt, wird König, wer sein Herz ißt, wird allnächtlich unter seinem Kopf einen Dukaten finden."

Nachdem der Vogelsteller diese Worte gelesen hatte, befahl er seiner Frau, den Vogel zu töten und zu kochen. Er sagte zu ihr:

„Ich will den Kopf des Vogels essen und du bekommst das Herz davon."

Die beiden hatten zwei Söhne, die gerade in der Schule waren. Als sie heimkamen, war ihre erste Frage:

„Mutter, habt Ihr etwas zu essen?"

„Wartet noch ein bißchen, Kinder, ich bin bald fertig mit dem Essenkochen."

„Was kocht Ihr gutes, Mutter?"

„Ich koche Fleisch, liebe Kinder."

Die Kinder freuten sich und hüpften um den Topf herum. Doch als die Mutter die Küche für kurze Zeit verließ, ergriff der eine Bruder eine Gabel, die neben dem Fleischtopf lag und durchsuchte damit den Topf.

Er erwischte den Vogelkopf und begann ihn zu essen

Da weinte der andre und sagte:

„Gib mir doch auch etwas von deinem Stück. Ich bin auch hungrig."

Der Knabe aß aber den Kopf allein auf, dann tauchte er die Gabel noch einmal in die Suppe, fischte das Herz heraus und reichte dies seinem Bruder.

„Da hast du, iß, sage aber der Mutter nichts davon, daß wir genascht haben."

Bald darauf kam die Mutter zurück in die Küche, kochte das Essen fertig und deckte den Tisch. Sie trug das Essen auf, der Vater suchte den Kopf; er war nicht zu finden; dann suchte er das Herz, auch dieses fehlte.

Die Eltern wurden darüber böse und fragten die Kinder, ob sie es gegessen hätten, doch die Brüder leugneten und darüber wurde die Mutter so zornig, daß sie ihnen gar kein Fleisch gab, sondern es nur mit dem Vater teilte.

Das Geschehene war aber nicht mehr zu ändern.

Nach einiger Zeit begab es sich, daß man dran denken mußte, da der König dieses Landes schon alt und gebrechlich war, einen neuen König zu wählen und zu krönen.

Die Königswahl sollte unter großen Festlichkeiten vor sich gehen und auch die zwei Brüder wollten bei der Feier sein und als die Mutter ihnen vorstellte, daß sie zu arm wären, sie hinzuschicken, antworteten die Knaben:

„Wir haben selbst das Geld dazu, Mutter. Erlaubt uns nur hinzugehen."

Sie hatten Geld, da der jüngere Bruder jede Nacht einen Dukaten unter seinem Kopfe fand.

Sie gingen also zur Krönung, mischten sich unter die Menge und erwarteten den Festzug. Voran trugen die Großen des Reiches die Krone in einem kostbaren Behälter. Sorgfältig wurde sie herausgehoben.

Plötzlich aber flog die Krone ihnen aus den Händen und setzte sich auf das Haupt des Knaben, der den Kopf des Vogels gegessen hatte.

Darüber waren die Großen des Reiches sehr erstaunt und es gefiel ihnen gar nicht. Schnell nahmen sie dem Knaben die Krone vom Kopf und jagten die Kinder weg, indem sie sagten:

„Geht fort von hier! Kinder haben bei so feierlichen Anlässen nichts zu tun. Ihr stört uns nur."

Doch so leicht sind Kinder nicht zu vertreiben. Sie kamen immer wieder zurück und als die Krone zum zweiten Male aus dem Behälter genommen wurde, flog sie wieder auf das Haupt des Knaben.

Die Würdenträger wunderten sich gar sehr, denn es waren doch so viele hohe Herren von verschiedenem Rang da und die Krone setzte sich gerade auf diesen kleinen, unbekannten Jungen.

Was war nun zu tun? Und sie beschlossen, die Krone zum dritten Male herauszuheben und bestimmten, daß derjenige König werden sollte, auf den sie sich niederlasse.

Vorher aber hatten sie den Knaben festgenommen und ins Gefängnis geworfen.

Nun ließen sie die Krone zum dritten Male frei und wunderbarer Weise setzte sie sich auf das Dach des Kerkers.

Da blieb den Herren nichts andres übrig, sie mußten den kleinen Gefangenen befreien und sofort flog ihm die Krone wieder aufs Haupt.

Der Kleine freute sich über alle Maßen, daß er nun König war.

Hierauf begab er sich sogleich zu seinen Eltern in den Wald, um sie zu sich zu nehmen, damit sie miteinander glücklich leben konnten.

Doch sein Bruder verließ ihn nach kurzer Zeit, denn er wollte bei ihm, der nun König war, weder als Herr noch als Knecht leben.

Aufs Ungewisse zog er in die Welt hinaus, wanderte von Ort zu Ort, bis er in eine Schenke kam, wo es ihm gut gefiel.

Dort blieb er einige Zeit, und pflegte des Abends mit dem Wirt und seiner Tochter Karten zu spielen.

Einmal gewann ihm die Wirtstochter seinen letzten Pfennig ab. Da sagte er: „Erlaube mir, daß ich mich ein bißchen schlafen lege."

Aber sie erwiderte:

„Spielen wir doch lieber weiter."

„Erst muß ich eine Weile schlafen, nachher können wir weiter spielen."

Er legte sich aufs Bett, blieb kurze Zeit liegen und als er aufstand, hatte er wieder Geld.

„Spielen wir jetzt weiter, Wirtin."

Sie fragte ihn:

„Woher hast du plötzlich wieder Geld?"

Er war aber nicht so töricht, ihr sein Geheimnis zu verraten, sondern wanderte nach kurzer Zeit wieder weiter.

Doch die Wirtin grübelte von nun an unaufhörlich darüber nach, wie sie des Gesellen habhaft werden könnte und war sehr erfreut, als er bald wieder bei ihr einkehrte.

Des Nachts, während er schlief, schlich sie leise an sein Bett heran und fesselte ihn an Händen und Füßen.

Beim Erwachen konnte er nicht aufstehen; er wußte nicht, was mit ihm geschehen war. Endlich kam die Wirtin und sprach zu ihm:

„Wenn du mir nicht sagst, woher du damals das Geld nahmst, bringe ich dich um."

Darüber erschrak er so sehr, daß er ihr alles von dem Vogel erzählte; daß er sein Herz gegessen und seither jede Nacht einen Dukaten unter seinem Kopfe finde.

Jetzt zerbrach sich die Wirtin den Kopf, was sie tun könnte, um das Herz des Vogels in ihren Besitz zu bekommen.

Schließlich schob sie ihn dicht neben den Ofen und heizte tüchtig ein. Von dem schrecklichen Rauch, der entstand, wurde ihm ganz übel; es drehte sich ihm der Magen um und das Vogelherz fiel heraus.

Schnell hob es die Wirtin auf, wusch und salzte es, worauf sie es mit einem Stück Brot verzehrte.

Dann befreite sie ihn von seinen Fesseln und nachdem er sich erholt hatte, gab sie ihm noch einen Dukaten mit auf den Weg und schickte ihn fort.

Weinend durchschritt er Berge und Täler und die Nacht überraschte ihn im Wald an einem großen Strom.

Er schlug Feuer und legte sich unter einen Tannenbaum.

Bald schlummerte er ein, wurde aber nach kurzer Zeit durch streitende Stimmen aus dem Halbschlaf geweckt.

Rasch sprang er auf und ging den Stimmen nach, die vom Strome zu kommen schienen. Trotz der Dunkelheit, die ihn umfing, ging er immer weiter und als er den Stimmen nahe gekommen war, rief er:

„Was geht hier vor? Wo seid ihr?"

Die Streitenden antworteten:

„Hier sind wir; komm nur näher, Mensch."

Dann fragte er:

„Warum streitet ihr hier in der Nacht?"

Und sie erwiderten:

Als unser Vater starb, hinterließ er uns dieses Halfterband. Auch einen Mantel vererbte er uns, der denjenigen der ihn umnimmt, unsichtbar macht. Über den Mantel einigten wir uns schon. Doch wie sollen wir es mit dem Halfterband halten? Jeder von uns will es besitzen."

„Wo habt ihr die Gegenstände?" fragte des Königs Bruder.

„Hier sind sie," antworteten die Streitenden.

Erst dachte er nach und endlich sprach er:

„Geht jeder auf einen Berg! Derjenige, der als erster zurückkommt, soll das Halfterband bekommen, der andre den Mantel."

Schließlich fragte er sie noch, was denn an dem Halfterband besonderes sei und sie antworteten:

„Wenn man mit diesem Halfterband dreimal auf einen Gegenstand schlägt, verwandelt er sich in ein Pferd."

Hierauf entfernten sich die beiden Brüder; der eine ging auf den einen, der andere auf den andern Berg. Der Zurückbleibende hüllte sich sogleich in den Mantel und verbarg darunter das Halfterband.

Indessen waren die Brüder schnell den Berg hinauf gelaufen und noch schneller liefen sie hinunter, denn jeder wollte das Halfterband erringen.

Doch als sie wieder unten anlangten, war der Wanderer mit Mantel und Halfterband auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

Er schritt in seinem neuen Mantel durch den Wald, bis er zu einer abgeholzten Stelle kam. Dort befand sich ein mächtiger Baumstumpf, der war so groß und so schwer, daß er weder zerhackt, noch fortgebracht werden konnte. Dreimal schlug er mit dem Halfterband auf den Baumstumpf, da stand ein Pferd vor ihm, so groß und stark, wie Ihr noch keines gesehen habt.

In finsterer Nacht führte er das Pferd in das Dorf, wo die Schenke der Wirtin stand.

Mitten auf dem Dorfplatz machte er halt, nahm dem Pferd den Halfter ab; da wurde es sogleich wieder der mächtige Baumstumpf, wie er im Walde gelegen.

Als Gott wieder Tag werden ließ, kamen die Leute herbei und staunten und fragten, wie denn der große Baumstumpf auf den Dorfplatz gekommen sei. Niemand konnte begreifen, daß sich der mächtige Klotz, den sie vom Wald her kannten, plötzlich in ihrem Dorfe befand. Einer erzählte dem andern von dem Wunder und alles kam herbei, um es anzustaunen.

Auch die Wirtin hörte davon und ging hin. Sie stand bewundernd vor dem Riesen des Waldes und bückte sich, um ihn genau zu sehen.

Schnell schlug da der Bursche mit dem Halfterband dreimal auf sie und sofort war sie in eine Stute verwandelt.

Dann legte er ihr Zügel an, gab ihr die Sporen und ritt mit ihr davon. Unterwegs quälte er sie so sehr, daß sie zu einem mageren, elenden Klepper wurde.

Lange ritt er, bis er bei seinem Bruder anlangte. Dort klagte er:

„Es ging mir schlecht, mein geliebter Bruder."

Der König antwortete:

„Das ist deine eigene Schuld! Wärst du bei mir geblieben, wie ich es wünschte. Aber du wolltest ja bei mir weder Herr noch Knecht sein. Doch worüber klagst du eigentlich? Was geschah dir?"

„Ach, lieber Bruder, ich verheiratete mich," antwortete er.

„Wo lebst du denn mit deiner Frau?" fragte der König.

„Heute bei dir, Bruder. Und wo ich morgen sein werde, weiß ich noch nicht."

Der König erstaunte über diese Rede und fragte:

„Was sprichst du da, Brüderchen?"

„Ich sagte, daß ich heute bei dir bin und noch nicht weiß, wo ich morgen sein werde," antwortete er.

„Aber du erzähltest mir doch, daß du verheiratet bist," meinte der König.

„Ja, mein Bruder."

„Wo lebt denn deine Frau?" fragte staunend der König.

„Komm, Bruder, ich will sie dir zeigen."

Und er führte den König in den Stall vor die Stute.

„Hier ist meine Frau, Bruder," sagte er.

„Mache keine so dummen Scherze," antwortete hierauf der König. „Du bist doch kein Pferd, daß du eine Stute zur Frau haben solltest."

Da ging der andre auf das Tier zu, nahm ihm das Halfterband ab, die Stute schüttelte sich und vor ihnen stand ein Weib.

„Siehst du, Bruder, dies ist meine Frau."

Voll Grauen verließ der König den Stall und begab sich zur Königin.

„Ach, meine liebe Frau, was soll ich nur mit meinem Bruder beginnen? Er ist als derselbe wiedergekommen, als der er auszog. Nun führte er mich in den Stall vor eine Stute und dann nahm er ihr das Halfterband ab und da verwandelte sie sich in eine Frau.

Die Königin antwortete:

„Da er ja trotz allem dein Bruder ist, gib ihm ein Stück Land; das soll er bebauen und dort in Gottes Namen mit seiner Frau leben."

Der König befolgte diesen Rat, ließ seinen Bruder holen und sprach zu ihm:

„Ich habe ein Gut, mein lieber Bruder, das ich dir schenken möchte. Bewirtschafte es und lebe dort friedlich. Ziehe nicht mehr so in der Welt herum, denn es betrübt mich und macht mir auch Schande, wenn man glaubt, daß du bei mir nicht wohlgelitten bist. Nimm dieses Gut und lebe dort mit deiner Frau, anstatt dich wie ein Zigeuner in der Welt herumzutreiben."

Der Bruder gehorchte, sprach darüber mit der Wirtstochter und sie gingen miteinander in das Dorf zurück, um die Schenke zu verkaufen. Nachdem dies geschehen war, bezogen sie das Gut und wirtschafteten dort miteinander.

Doch er traute ihr nie ganz und war stets auf der Hut vor ihr, denn er konnte ihr nie die böse Nacht vergessen, die sie ihm neben dem rauchenden Ofen bereitet hatte.

So oft sie etwas tat, das seine Unzufriedenheit erregte, schlug er sie mit dem Halfterband, worauf sie sich in eine Stute verwandelte und so hielt er es bis zu ihrem Tod.

Dann heiratete er eine Frau, die er liebte und die zu ihm paßte. Mit ihr und seinem Bruder, dem König, lebt er noch heute, falls ihm die Adern nicht geplatzt sind.

Der Prinz und der Wundervogel

Es war einmal ein König, der ließ eine Kirche erbauen, die hatte an Schönheit nicht ihresgleichen in der ganzen Welt.

Einst blieb ein Wanderer, in ihren Anblick versunken, davor stehen und sprach vor sich hin:

„Eine so herrliche Kirche und doch fehlt ihr etwas zur Vollkommenheit.

Ja, würde unser erhabener König den goldenen Vogel fangen, der in diesem Walde lebt, und ihn in die Kirche bringen lassen. Der würde beim Glockengeläute so wundervoll singen, daß jede Orgel daneben dumpf tönen müßte."

Diese Worte hatte die Torwache gehört und sie überbrachte die Worte des Wanderers dem König, der davon ganz erregt wurde.

Vor Ungeduld konnte er kaum den nächsten Tag erwarten. Früh morgens schon ging er auf die Jagd, begleitet von zwei seiner Husaren und dem übrigen Gefolge.

Im Walde schlug der König einen schmalen Pfad ein und dabei verlor er sein Gefolge.

Er stieß ins Horn, doch er war schon zu weit entfernt, um gleich gehört zu werden. So ging er denn allein weiter, bis er zu einer Buche kam.

Oben auf dieser Buche saß der schöne Vogel. Es begann bereits zu dämmern, der Tag neigte sich seinem Ende zu und der König dachte:

Was wird aus mir werden, o Gott? Gefunden habe ich den Vogel; wie soll ich ihn aber fangen?

Er zog ein Stück Brot aus der Tasche, das er dem Vogel zeigte. Dieser hatte großen Hunger und hüpfte von Zweig zu Zweig immer tiefer herunter, bis er beim König anlangte. Dann nahm er das Brot mit dem Schnabel.

Schnell griff da der König nach ihm und fing ihn.

Indessen durchsuchten die Husaren den ganzen Wald, endlich stieß der eine auf den König; er blies in sein Horn, schnell fanden sich die andern ein, dann gingen alle miteinander heimwärts, froh darüber, daß der schöne Vogel gefangen war.

Die Königin hatte indes voll Sorge auf die Rückkehr des Königs gewartet; und als es immer später wurde, gab sie den Befehl, den König von Soldaten suchen zu lassen.

Doch gerade als das Heer abmarschieren wollte, kam der König freudig daher. Er sprang rasch vom Pferde, lief auf seine Frau zu und rief:

„Ach, liebe Frau, ich litt viel Angst, ehe ich diesen Vogel gefangen nahm."

Darauf wurde dem Vogel Futter gereicht, jeder bestaunte ihn und freute sich an ihm.

Am nächsten Tage ließ der König einen goldenen Käfig anfertigen und jedesmal, wenn er zur Kirche ging, mußte ihm fortan ein Soldat den Vogel darin nachtragen.

Sobald der Chor in der Kirche zu singen begann, fiel der Vogel ein und sang mit.

Er sang so herrlich, daß man nur auf ihn hörte. Die Leute achteten nicht mehr auf die Worte des Popen, beteten auch nicht zu Gott, jeder staunte nur den wunderbaren Vogel an.

Nach dem Gottesdienst kam der Priester zum König und klagte:

„Allerhöchste Majestät, ich bitte dich, bringe den Vogel nicht mehr in die Kirche, sonst kann ich die Messe nicht mehr lesen. Die Leute achten nicht auf meine Worte; sie kommen in die Kirche wie ins Theater."

Daraufhin lud der König den Popen zum Mittagessen an seine Tafel und während des Essens machte der Vogel eine so herrliche Musik, daß es auf der ganzen Welt nichts Schöneres geben kann.

Der König konnte vor Begeisterung keinen Bissen essen. Und auch der Pope vergaß zu essen und vergoß Freudentränen.

Der König hatte einen Sohn, namens Samono Fedor, zu dem sprach der Vogel eines Tages. Er sagte ihm:

„Samono Fedor, mein Prinz, dein Vater wird ein großes Fest veranstalten. Versprich mir, bei diesem Fest zu tun, was ich von dir erbitten werde. Dafür will ich dir stets meine Hilfe gewähren."

Wirklich gab der König bald darauf einen glänzenden Ball; aus aller Welt strömten die Gäste herbei, um den Vogel zu hören, dessen Gesang jede andre Musik an Schönheit übertraf.

Der Prinz betreute den Vogel und trug ihm seine Mahlzeit zu. Während der Tafel fragten die Besucher:

„Wo ist der seltene Vogel, Majestät, dessen Gesang du uns versprachst?"

„Oh, esset und trinket jetzt nur, nachher führe ich euch meinen Vogel vor."

Indessen befand sich der junge Prinz im Zimmer des Vogels, der ihn bat:

„Öffne doch ein wenig das Fenster, erhabener Prinz, es ist mir hier zu warm."

Der Prinz öffnete das Fenster.

„Öffne auch den Käfig ein wenig, mein Prinz, damit ich meine Flügel ausbreiten kann, denn seit mich dein erhabener Vater fing, bin ich hier wie ein Verbrecher ins Gefängnis gesperrt."

Samono Fedor öffnete auch den Käfig. Gleich ging der Vogel hinaus, schüttelte sich ein wenig, breitete die Flügel aus und flog in den Hof, von wo er dem Prinzen zurief:

„Ich danke dir, mein Prinz, daß du mich so gut behütetest; sollte man dir zürnen und gerätst du in Not, denke nur meiner und ich eile dir zu Hilfe."

Darauf verließ der Prinz rasch das Zimmer, um von niemand gesehen zu werden.

Als das Mahl beendigt war, lief der König voll Freude seinen Vogel holen.

Er betrat das Zimmer und fand den Käfig zu seinem Schreck und Schmerz leer, das Fenster offen.

Aufgeregt forschte er, wer im Zimmer gewesen und den Vogel entfliehen hatte lassen.

Endlich sagten die Köche:

„Unser Prinz trug dem Vogel das Essen zu; niemand anderer als er kann es gewesen sein."

Da erzürnte sich der König gewaltig und sagte zur Königin:

„Sobald uns unsre Gäste verlassen haben, muß er mir mit seinem Leben für den Verlust des Vogels büßen."

Die Königin weinte und jammerte:

„Eines Vogels wegen willst du dein Kind töten?" Doch der König war nicht zu besänftigen.

Da ging die Königin schnell in den Hof, rief den Knaben und sprach zu ihm:

„Du mußt von hier fliehen, mein Kind. Dein Vater ist über die Flucht des Vogels so erzürnt, daß er geschworen hat, dich zu töten."

„Ehe ich mich töten lasse, meine süße Mutter, ziehe ich fort von hier in die Welt hinaus und niemand soll erfahren, was aus mir geworden ist. Gib mir noch eine Wegzehrung mit und lebe wohl."

Die Königin packte eilig einen kleinen Koffer und der Prinz lief damit in den Wald. Zuerst hielt er sich auf einem engen Pfad, später beschritt er die breite Straße und nach kurzer Zeit begegnete er einem Burschen, der gleich ihm in die weite Welt zog.

Er erkannte Samono Fedor an seiner Kleidung und begrüßte ihn:

„Mit Gott, mein Prinz."

Sie wanderten miteinander, zogen von Dorf zu Dorf, bis sie in ein andres Reich kamen, das von einem andern König regiert wurde.

Endlich gelangten sie in eine große Stadt, gingen zum König und baten ihn, sie in seine Dienste zu nehmen.

Prinz Fedor war sehr schön und wurde daher der Prinzessin als Page zugeteilt, während sein Gefährte Page des Königs wurde.

Er beneidete jedoch den Prinzen um seine Stellung, denn die Prinzessin hatte tiefe Liebe zu Samono Fedor erfaßt.

Sie beschenkte ihn mit reichen, schönen Kleidern und dies machte den andern noch neidischer.

Eines Tages, als die Prinzessin mit ihrem Pagen, den sie so sehr liebte, vom Frühstück aufstand und in ein anderes Zimmer ging, nahm der zweite Page das Frühstücksgeschirr, die Teller und Löffel und den Krug und warf alles durchs Fenster in den Bach, der an dem Schlosse vorüberfloß.

Darnach ging er zum König und sagte:

„Erhabener König, der Page deiner Tochter lacht und scherzt nur mit ihr, doch seiner Pflichten achtet er nicht. Er zerbrach das ganze Frühstücksgeschirr und warf es dann in den Bach."

Der König fragte:

„Sprichst du die Wahrheit?"

„Ja, ich spreche die Wahrheit und wollt Ihr mir nicht glauben, so kommt mit mir, damit ich Euch die Trümmer im Wasser zeige."

Der König ging mit ihm, der Bursche schürzte seine Hosen auf, watete ins Wasser und holte die Trümmer, die er selbst hineingeworfen hatte.

Hierauf wollte der König den Pagen seiner Tochter nicht länger bei sich haben, doch die Prinzessin sagte:

„Vater, wenn er geht, gehe auch ich."

Da der König sah, wie sehr die Prinzessin ihn liebte, sprach er zu ihr:

„Gut, dein Page mag in meinen Diensten bleiben, doch nicht hier. Im Walde lebt ein alter Schafhirt, zu dem soll er ziehen und ihm helfen, die Schafe hüten."

Als Fedor dies hörte, erwiderte er:

„Es bleibt mir ja nichts anderes übrig, als in den Wald zu ziehen. Wohin sollte ich denn gehen, da ich vor meinem Vater fliehen mußte."

Die Prinzessin führte ihn selbst zu dem Hirten und beim Abschied sagte sie:

„Fürchte nichts, mein Liebster, ich werde für dich sorgen und dich häufig besuchen."

Er weinte sehr und klagte:

„Ach, das hätte ich mir nicht träumen lassen, daß ich, ein Prinz, einmal Schafe hüten würde!"

Als die Prinzessin ihn weinen sah, begann auch sie zu weinen und zu Hause wurde sie krank vor Kummer und Sehnsucht und zu Vater und Mutter, die sie liebevoll umstanden, sagte sie:

„Ich kann nicht gesund werden, wenn ich ihn nicht sehe."

Nun erlaubte ihr der König, Fedor täglich zu besuchen.

Kurze Zeit darauf erklärte Fedors Vater dem Vater der Prinzessin den Krieg.

Der König geriet darüber in große Sorge, denn er hatte nur ein kleines Heer, während sein Gegner sehr mächtig war.

Als die Prinzessin wieder zu Fedor kam und ihm das Essen brachte, fragte er sie:

„Was gibt es Neues in der Stadt?"

„Ach, ich bringe keine guten Nachrichten. Der König erklärte meinem Vater den Krieg. Mein Vater ruft alle Männer zu den Waffen. Wirst du auch mitkämpfen?"

„Auf einen Menschen mehr oder weniger wird es wohl nicht ankommen," antwortete er ihr.

Samono Fedor lief tagaus, tagein hinter den Schafen her, seine Schuhe und Strümpfe waren schon ganz zerrissen und als er einst auf einen spitzigen Stein trat, zog er sich eine Verletzung zu.

Blutend kam er nach Hause und müde setzte er sich auf die Bank vor der Hütte. Da kam gerade die Prinzessin.

„Was hast du dir getan, mein Liebster? Es sickert ja das Blut durch den Schuh!" rief sie besorgt.

Rasch zog sie ihm den Schuh vom Fuß, riß einen Streifen Stoff aus ihrem Hemde und verband ihn damit.

Er weinte und sagte:

„Ach, mein süßer Gott, dies alles muß ich, ein königlicher Sohn, eines Vogels wegen erleiden!"

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, stand der schöne Vogel vor ihm.

„Warum weinst du, erhabener Prinz? Was fehlt dir?" fragte er.

„Oh, mir fehlt sehr viel und deinetwegen leide ich so," klagte Fedor.

Der Vogel antwortete ihm:

„Auf die schlechte Stunde folgt die gute Stunde. Bisher erging es dir schlecht, von nun an wird's dir gut gehen.

Nimm teil an dem Krieg, wie es der König wünscht. Er wird dein Schwiegervater werden. Du wirst gegen deines Vaters Soldaten kämpfen. Doch du wirst als Sieger hervorgehen.

Ich schaffe dir ein Pferd, einen Panzer und ein Schwert. Dieses Schwert schlägt alle nieder, sobald du es befiehlst."

Wirklich brachte er ihm ein kräftiges Pferd, einen schillernden Panzer und ein goldenes Schwert.

Da sprach Fedor zur Prinzessin, die still dagesessen und alles mitangehört hatte:

„Geh' jetzt nach Hause, meine Liebste, doch erzähle deinem Vater nichts von dem, was du hier hörtest. Morgen früh beginnt die Schlacht und ich werde mitkämpfen."

Am nächsten Morgen jagte Fedor auf seinem Pferd auf das Schlachtfeld. Das Heer war auf einem Berge versammelt, er ritt hin, übernahm die Führung und bald mähte sein Schwert die Feinde wie Gras nieder.

Als der mächtige König sah, wie sein Heer unter den Schlägen des Gegners zusammenschmolz, bat er um Waffenstillstand und der wurde ihm auch gewährt.

Der Vater der Prinzessin jedoch ließ den ihm unbekannten Helden mit einem Ehrengefolge umgeben und lud Fedor ein, mit ihm an seiner Tafel zu speisen.

Doch Fedor nahm raschen Abschied von dem König und ritt davon.

An einer Wegkreuzung sahen die Zurückgebliebenen noch ein kurzes Aufblitzen, dann war der Unbekannte verschwunden.

Fedor ritt wieder in seinen Wald zurück und legte die Rüstung ab. Bald erschien auch der Vogel und nahm alles mit sich fort.

Nach einiger Zeit sammelte der feindliche König wieder sein Heer. Jetzt rief er alle Männer seines Landes, auch die Blinden und Lahmen, unter die Fahnen.

Als die Prinzessin Fedor besuchte fragte er sie wieder:

„Was gibt es Neues im Staat, meine Liebste?"

„Oh, ich habe dir nichts Schönes zu berichten, Fedor. Mein Vater ist in großer Sorge, denn der fremde König will den Krieg weiterführen. Mein Vater bittet dich, an seiner Seite zu kämpfen.

Er erzählte mir auch von dem fremden Prinzen, der bei der letzten Schlacht plötzlich in prächtiger Rüstung erschien und der so tapfer war, daß er den Feind zum

Weichen brachte. Man hat keine Ahnung, wer der Held war, der an der Wegkreuzung noch wie ein Blitz aufleuchtete und von dem seither jede Spur fehlt."

Da dachte Samono Fedor wieder an den Vogel. Sofort erschien er.

„Morgen bringe ich dir ein Pferd, das noch viel besser ist als das erste. Doch die Schlacht wird für dich gefährlich sein.

Sei auf der Hut! In der Armee deines Vaters wird eine Hexe mitkämpfen, die als Husar verkleidet ist. Wird der Kampf für dich zu schwierig, dann denke an mich und ich werde dir zu Hilfe eilen," versprach er.

Wieder bat Fedor die Prinzessin:

„Ich bitte, erzähle nichts von alledem deinem Vater."

Am nächsten Tage begab sich der König zu seinem Heer auf den Berg.

Fedor erhielt aber von dem Vogel Pferd und Rüstung und ein Schwert, das feurige Funken spie, sobald er es schwang.

Der Vogel übergab ihm auch eine funkelnde Flasche in welcher eine schillernde Flüssigkeit schwamm, die den Ermüdeten mit neuer Kraft erfüllen sollte.

Der Prinz legte die Rüstung an, steckte die schöne Flasche ein, schwang sich aufs Pferd und ritt in die Schlacht.

Mit blankem Schwert ritt er der Hexe entgegen, eine brennende Spur hinter sich lassend, da sich der Wald an den Funken des Schwertes entzündete.

„Eh," schrie die Hexe, wie sie ihn erblickte, „da kommt der Wikingerheld Samono Fedor und sein Schwert streut Feuer umher. Doch das meine wird Wasser darauf spritzen und sein Feuer löschen."

Als sie einander näher gekommen waren, begrüßten sie sich mit ihren Schwertern und die Hexe sagte:

„Heil dir, verräterischer Fedor!"

„Verrecke, alte Hexe," entgegnete er.

Darüber wurde sie so zornig, daß ihr Schaum vor den Mund trat.

„Eh, verräterischer Fedor, du vernichtetest einen großen Teil des Heeres; doch heute werden nicht die Heere kämpfen, sondern wir beide werden uns im Zweikampf messen. Siege ich, so ist dein ganzes Land verloren, siegst du, dann ist mein Reich dahin."

Der Kampf begann.

So wie er sein Schwert schwang, streute es Feuer umher und so oft sie ihr Schwert schwang, entströmte ihm Wasser. Schließlich brachte sie ihm eine Verletzung am Finger bei.

Schnell wendete er sein Pferd zur Seite, zog die Flasche hervor und trank einen Schluck der wunderkräftigen Arznei.

Dann ritt er wieder auf sie zu, holte zu einem mächtigen Schlag aus und hieb ihr den Kopf ab.

Trotzdem die Hexe keinen Kopf mehr hatte, schlug sie noch immer mit dem Schwerte um sich und dies machte ihn so wütend, daß er sie in kleine Stücke zerhieb.

Hierauf ging er zu den Soldaten seines Vaters und befahl ihnen, ihren König zu holen. Er selbst holte den Vater der Prinzessin.

Als die beiden Könige beisammen waren, ließ er sie schwören und darnach wurde der Friedensvertrag geschrieben.

Hierauf sprach Fedor zu seinem Vater:

„Ich focht gegen dein Heer, mein Vater, weil du mir nach dem Leben getrachtet hast."

Er sagte das, weil er sich dem Vater der Prinzessin als Prinz zu erkennen geben wollte.

Da fiel sein Vater vor dem andern König auf die Knie und sprach:

„Verzeihe mir, o König, daß ich gegen dein Land Krieg führte. Und du mein Sohn vergiß, daß ich dich eines Vogels wegen töten wollte."

„Nun, Väterchen, da Ihr mich als Euren Sohn anerkennt, bittet den König, daß er mir seine Tochter zur Frau gibt."

Sie gingen alle ins Schloß, feierten ein prächtiges Fest und der König sagte:

„Du hast mir große Dienste geleistet, Fedor, und ich gebe dir die Prinzessin von Herzen gern. Ich übergebe dir auch mein Reich, denn ich will nicht mehr regieren."

Sie feierten die Hochzeit aufs fröhlichste und nach einiger Zeit sagte der junge König zu seiner Frau:

„Liebste Frau, gehen wir ein wenig spazieren. Ich möchte den Rand des Waldes sehen, wo ich Schafe hütete."

Als sie zum Walde kamen, trafen sie den Vogel, ihrer wartend.

„Erhabener König, du vergaßest mein, ich harre hier seit drei Tagen. Ich bitte dich, schlage mir den Kopf ab."

„Wie, als Dank für alles, was ich durch deine Hilfe gewann, soll ich dir den Kopf abhauen?" fragte der junge König.

„Wenn du mich erlösen willst, dann schlage mir den Kopf ab," sagte der Vogel.

König Fedor erfüllte die Bitte des Vogels, der verwandelte sich sogleich in einen Jüngling, der sich verneigte, grüßte und verschwand.

Der König kehrte mit seiner jungen Königin in den Palast zurück, wo sie glücklich und in Freuden lebten und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.

Iwan, der von Gott Gegebene

In einem gewissen Reich in einem gewissen Königtum lebte ein reicher Bauer, der aber nicht glücklich war, denn er hatte keine Kinder.

Er und seine Frau beteten zu Gott und ihr Gebet wurde erhört; sie bekamen einen Sohn und nannten ihn „Iwan, der von Gott Gegebene".

Dieser Sohn entwickelte sich ganz wunderbar; er wuchs nicht in Jahren, sondern von Stunde zu Stunde; wie die Pilze nach dem Regen schoß er empor.

Nach zehn Stunden glich er einem achtzehnjährigen Jüngling.

„Mein lieber Vater, woher kommt es, daß andere Leute Besuch bekommen und Besuche machen, während wir hier immer allein sind?" fragte er nach einiger Zeit. „Ihr geht zu niemand und niemand kommt zu uns. Haben wir denn gar keine Verwandten?"

„Eh, Söhnlein, im nächsten Dorf lebt mein Bruder, der ist aber sehr arm und es freut mich nicht, hinzugehen."

„Ach, Vater, reich ist nur Gott in der Höhe, wir anderen sind alle arm. Gebt mir einen Laib Brot mit; ich gehe zu Eurem Bruder."

Und er ging hin zu seinem Onkel, der Schmied war, betrat die Stube und sagte: „Guten Tag, Onkel."

Nachdem sie sich begrüßt und Verschiedenes miteinander geplaudert hatten, sagte Iwan, der von Gott Gegebene:

„Onkelchen macht mir eine Keule, damit ich mich darauf stützen kann."

Sein Onkel erwiderte, daß er kein Eisen dafür habe.

Da ging Iwan, der von Gott Gegebene, in die Stadt und kaufte hundert Pud Eisen ein.

„Nun, Onkelchen, hier ist das Eisen, mach mir jetzt die Keule," sagte er.

„Gut," erwiderte der Schmied, „doch das Eisen ist so schwer, daß ich es nicht erheben kann."

„Ich werde es selbst in den Schmelzofen stecken. Ihr braucht es nur mit dem Hammer zu schmieden," sagte Iwan. So machten sie die Keule und dann nahm sie Iwan, der von Gott Gegebene, und warf sie draußen hoch in die Luft.

„Gebt gut acht, Onkel! Seht in vierundzwanzig Stunden hinauf! Eine kleine Wolke wird heranschweben und wenn aus der Wolke Regen zu träufeln beginnt, wird die Keule wieder herabfallen und wie der Donner durch die Luft rollen. Dann weckt mich auf, ich gehe jetzt schlafen."

Genau nach vierundzwanzig Stunden sah der Onkel die Wolke, es begann leise zu regnen und donnernd stürzte die Keule herab.

„Steh auf, Neffe, deine Keule kommt herab," rief der Schmied.

Iwan, der von Gott Gegebene, erhob sich rasch, streckte eine Schulter nach vorwärts, die Keule fiel darauf und zerbrach in zwei Stücke.

„Sie ist zu leicht, Onkelchen," sagte Iwan.

Er ging wieder in die Stadt und brachte noch hundert Pud Eisen.

Sie schmolzen die erste Keule mit dem neuen Eisen zusammen und schmiedeten daraus eine neue Keule.

Dann schleuderte Iwan, der von Gott Gegebene, die Keule wieder in die Luft, und sprach zu seinem Onkel:

„Nach achtundvierzig Stunden wird die Wolke wieder heranschweben, es wird zu tröpfeln beginnen und die Keule wird donnernd herunterfausen. Dann wecke mich auf!"

Genau nach achtundvierzig Stunden donnerte die Keule herab; der Onkel weckte Iwan, den von Gott Gegebenen.

Er stand auf, stemmte der herabfausenden Keule die Knie entgegen, sie fiel darauf und wurde stark verbogen.

Darauf holte Iwan, der von Gott Gegebene, noch hundert Pud Eisen aus der Stadt. Sie machten aus der fertigen Keule und dem Eisen eine neue Keule.

Iwan schleuderte sie wieder in die Luft und bat seinen Onkel, ihn in dreimal vierundzwanzig Stunden zu wecken.

Nach dreimal vierundzwanzig Stunden fiel die Keule wieder donnernd herab, Iwan hielt ihr die Hand entgegen, sie fiel darauf, ohne sich zu verändern.

„Jetzt ist sie gut. Ich danke Euch, Onkel; lebt wohl. Ich hörte von dem Krebs Mir, der über dem Meere wohnt und der noch von niemand besiegt wurde; ich will es versuchen."

Er wanderte bis ans Meer, doch dort wußte er nicht, wie er hinüberkommen sollte. Plötzlich sah er einen Krebs vor sich.

„Bisher hörte man nur von dem Helden Iwan, dem von Gott Gegebenen! Jetzt sieht man ihn auch mit seinen eigenen Augen! Kommst du freiwillig oder unfreiwillig hieher?" sprach der Krebs.

Iwan, der von Gott Gegebene, antwortete:

„Der Tapfere geht nie unfreiwillig; er geht immer nur freiwillig. Kannst du mich übers Meer bringen, Krebs?"

„Warum denn nicht? Ich kann zwei solche wie dich hinüberbringen," prahlte der Krebs.

Und unterwegs fragte der Krebs:

„Wohin führt dich Gott?"

„Ich hörte von dem Krebs Mir, der von niemand besiegt werden kann," antwortete Iwan. „Ich will ihn besiegen."

„Da helfe dir Gott! Geh in die Steppe durchs Röhricht, dort wirst du ihn mit aufgeklapptem Kopf finden. Triffst du aber den Körper ohne den Kopf an, so wecke ihn nicht."

Iwan, der von Gott Gegebene, gelangte zur Steppe und schlug einen schmalen Pfad ein.

Nach längerem Wandern erblickte er den Körper des Krebses; er schritt fort und zwölf Werst weiter, sah er den Kopf am Wege liegen.

Vorsichtig näherte er sich ihm und stach dann mit der Keule nach dem Kopf.

Augenblicklich schnellte der Kopf empor, machte einen riesigen Sprung bis zum Körper und verkroch sich darin.

„Hei, da bist du ja!" rief Iwan, der von Gott Gegebene.

Der Krebs erwiderte:

„Du Dummkopf, wozu weckst du mich? Ich habe schon ganz andere Helden wie du einer bist aus der Welt geschafft. Doch komme erst mit mir in mein Haus."

Iwan, der von Gott Gegebene, ging mit dem Krebs Mir ins Haus.

Sie setzten sich an seinen Eichentisch, der mit einer seidenen Decke geschmückt war und zechten fröhlich miteinander.

Endlich sagte der Krebs Mir:

„Gehen wir jetzt kämpfen."

Sie begaben sich auf einen freien Platz und der Krebs stellte zwölf Fässer auf. Sechs Fässer schob er auf die Seite, wo Iwan kämpfen sollte, sechs auf seine Seite. In seine sechs Fässer hatte er Zauberwasser gefüllt, in Iwans Fässern war kraftloses Wasser.

„Trinken wir ein wenig Wasser," sagte der Krebs, „bevor wir beginnen."

Und Iwan, der von Gott Gegebene, trank das kraftlose, der Krebs Mir das zauberkräftige Wasser.

„Schlag zu," rief hierauf der Krebs.

„Nein, schlage du zuerst, du bist hier in deinem Hause."

Der Krebs schlug zu und drückte mit seinem Schlage Iwan, den von Gott Gegebenen, bis zum Knie in die Erde.

Da schlug Iwan; doch er drückte den Krebs nur bis zu den Knöcheln in die Erde.

„Ruhen wir jetzt aus," sagte er hierauf.

Der Krebs Mir schlief bald ein, doch Iwan konnte nicht schlafen, er blickte sich um und sah plötzlich den Krebs vor sich, der ihn übers Meer gebracht hatte.

„Vertausche schnell die Fässer," sagte der, „denn in deinen ist kraftloses, in seinen aber zauberkräftiges Wasser."

Iwan rollte seine Fässer auf die andere Seite und stellte die anderen auf die seine.

Nach kurzer Zeit erwachte der Krebs und sie begannen wieder zu kämpfen.

Diesmal schlug der Krebs Iwan nicht einmal bis zu den Knöcheln in den Boden; Iwan aber drückte ihn bis zu den Hüften in den Boden.

Beim nächsten Male geriet Iwan bis zum Knie in die Erde, doch er schlug den Krebs bis an den Hals hinein.

„Iwan, du von Gott Gegebener, schenke mir mein Leben. Ich gebe dir dafür drei Dinge, die dir von großem Nutzen sein werden," bat jetzt der starke Krebs Mir.

Iwan ließ ab von ihm und der Krebs Mir schenkte ihm ein Bullenkalb, ein rollendes Äpfelchen und ein Körbchen mit einem belebenden, heilenden Wasser.

Iwan, der von Gott Gegebene, nahm die drei Dinge.

Der Krebs Mir aber war zu schwer verwundet und starb.

Als Mir tot war, kam der andere Krebs wieder herbei und stieß einen leisen Pfiff aus; da gerieten alle Krebse des Meeres in Bewegung und krochen herbei.

„Sind alle beisammen?" fragte der erste Krebs.

„Es fehlt nur noch der Alte, der seit dreihundert Jahren hinter dem Felsen hockt," antworteten die anderen.

Schließlich kam auch der Alte herbei und sie wählten einen neuen König.

Da fragte Iwan seinen Krebs:

„Willst du mich wieder zurückbringen?"

„Nein," antwortete er, „du bist mir schon zu kräftig und zu schwer. Der Alte soll dich hinübertragen."

Iwan ging zu ihm.

„Alter, kannst du mich übers Meer tragen?" bat er ihn.

„Pah, ich trage noch drei solche wie dich," antwortete der Krebs.

Hierauf setzte sich Iwan auf seinen Rücken, sie schwammen durchs Meer; dann ging er nach Hause und übergab seiner Mutter das Bullenkalb, das rollende Äpflein und das Körbchen mit dem heilenden und belebenden Wasser.

„Hier, Mutter, bewahrt das alles auf. Ich gehe wieder fort; wenn ich aber allzulange nicht wiederkomme, so setzt Euch auf das Bullenkalb, lasset das Äpflein rollen und nehmt das Wasser mit," sagte er. „Ihr könnt den Weg nicht verfehlen. Das Bullenkalb wird dorthin gehen, wo meine weißen Füße den Boden berührten; das Äpflein wird dorthin rollen, wo ich getötet und begraben werde. Grabt meine Knochen aus, befeuchtet sie mit dem heilenden und belebenden Wasser und ich werde wieder lebendig sein."

Hierauf nahm er Abschied und durchwanderte neun Königreiche.

Im zehnten Reich waren zu beiden Seiten des Weges je sechs Windmühlen, in der Mitte stand ein Mann mit einem großen Schnurrbart.

Sobald der Mann seinen Schnurrbart nach rechts drehte, gerieten die Windmühlen auf der rechten Seite in Bewegung; drehte er aber seinen Schnurrbart nach links, bewegten sich die Windmühlen der linken Seite.

„Guten Tag, Landsmann," begrüßte ihn Iwan.

„Grüß Gott, wohin führt dich Gott?" fragte der Fremde.

„Ich gehe in die weite Welt," erwiderte Iwan.

„Wie gerne ginge ich mit dir, Bruder! Doch ich fürchte mich vor meinem Herrn; wenn er mich erwischt, schlägt er mich," sagte der Mann mit dem Schnurrbart.

„Hab keine Angst! Komm nur mit," antwortete Iwan, der von Gott Gegebene; er ergriff eine Windmühle, stellte sie auf den Kopf und schrieb darauf:

„Merk auf, du Lump! Hier ging Iwan, der von Gott Gegebene, vorbei und nahm deinen Knecht mit sich. Verfolgst du ihn, mußt du zu Grunde gehen."

Sie gingen hierauf beide in ein anderes Reich.

Dort trafen sie den Berggeist, der Täler und Berge versetzt.

„Grüß Gott, Landsmann!" begrüßte ihn Iwan.

„Bleibe gesund! Wohin führt dich Gott?" fragte der Berggeist.

„Gehen wir unsern guten Weg miteinander!“ sagte Iwan, der von Gott Gegebene.

„Ich möchte gern mit euch gehen, Brüder, aber ich fürchte mich vor meinem Herrn,“ war die Antwort.

„Komm nur mit,“ sagte Iwan und schrieb auf eine Kapelle am Wege:

„Hüte dich, uns zu verfolgen, sonst gehst du zu Grunde. Hier war Iwan, der von Gott Gegebene, und nahm den Bergeversetzer als Gefährten mit sich.“

Sie gingen nun zu dritt weiter und begegneten dem Geist der Eichen, der die Bäume an dichten Stellen ausreißt und auf leere Plätze im Walde verpflanzt.

„Grüß Gott, Landsmann,“ begrüßte ihn Iwan.

„Bleibe gesund. Wohin führt dich Gott?“ fragte der Waldgeist.

Iwan sagte: „Komm mit uns, Bruder, in die weite Welt.“

„Oh, gerne ginge ich mit euch, doch ich wage es nicht, mein Herr würde mich einholen und töten,“ antwortete der andere.

„Wie heißt denn dein Herr?“ fragte ihn Iwan.

„Er heißt Baranowskyj,“ erwiderte der Eichenroder.

Da schrieb Iwan wieder:

„Hier ging Iwan, der von Gott Gegebene, vorbei und nahm deinen Diener als Freund mit sich. Verfolge uns nicht, sonst gehst du zu Grunde.“

Alle vier gingen sie weiter bis ins elfte Königtum. An einer Wegkreuzung blieben sie aber stehen und berieten, denn auf dem einen Wegweiser standen die Worte:

„Wer diesen Weg geht, dem wird es wohlergehen.“

Bei dem andern Wege aber stand:

„Wer diesen Weg geht, wird sich sättigen, doch er wird Prügel bekommen.“

„Den Weg, wo es uns wohlergehen wird, nehmen wir nicht. Wählen wir lieber den andern, wo wir satt werden und Prügel bekommen,“ beschlossen sie endlich.

Dieser Weg führte sie nach einiger Zeit zu einem schönen, hohen Haus. Sie traten ein und fanden darinnen viele dicke, wohlgenährte Ochsen.

Gleich machten sie es sich gemütlich, aßen und tranken.

Am nächsten Morgen gingen drei von ihnen auf die Jagd.

„Bleib hier,“ sagten sie zu dem Mann, der mit seinem Schnurrbart die Windmühlen bewegen konnte, „und koche uns ein gutes Mittagessen.“

Er blieb zu Hause, tötete einen fetten Ochsen, zog ihm die Haut ab und stellte das Fleisch aufs Feuer. Dann setzte er sich ans Fenster und sang ein Lied um das andere.

Plötzlich sah er vier Enten daherfliegen, im Hofe fielen sie zu Boden und verwandelten sich in vier schöne Jungfrauen, die sich entkleideten und ins Bad gingen.

Der Mann am Fenster überlegte, wie er sie festhalten könnte, bis seine Gefährten von der Jagd zurückkämen.

Endlich ging er fort und brachte eine Windmühle mit; diese lehnte er an das Tor, er selber setzte sich darauf.

Die älteste Schwester war zuerst mit ihrem Bad fertig, sie wollte die Türe

öffnen, rüttelte daran und sagte schließlich:

„Schwesterchen, wir sind eingesperrt."

„Wer sollte uns einsperren? Es gibt nur einen einzigen in der ganzen Welt, der sich erlauben dürfte, einen solchen Scherz mit uns zu machen, das ist Iwan, der von Gott Gegebene. Doch der ist so weit, daß nicht einmal die Raben seine Knochen herbringen werden," erwiderten die Schwestern.

Die Jungfrauen stemmten sich nun gegen die Tür und erbrachen sie. Sie warfen die Windmühle um, der Mann fiel herunter, die Mühle fiel auf ihn und gerade auf seinen Schnurrbart.

Hierauf kleideten sich die Schwestern wieder an, aßen das ganze Essen auf, das er gekocht hatte, und flogen fort.

Und nachdem es dem Mann endlich gelungen war, Haar für Haar seinen Schnurrbart hervorzuziehen und sich zu befreien, war das Essen verzehrt und die Jungfrauen längst über alle Berge.

Eilig schlachtete er einen zweiten Ochsen und setzte ihn aufs Feuer.

Aber gleich darauf kehrten die anderen von der Jagd zurück.

„Warum ist das Essen nicht fertig?" fragten sie.

„Ach, Brüderchen, ich verspätete mich, denn es kam ein Gewitter und die Windmühlen fingen alle an, sich zu drehen. Da mußte ich hinlaufen und sie zum Stillstand bringen," erzählte er ihnen.

Von den Prinzessinnen sagte er aber nichts, denn er schämte sich, daß es ihm nicht gelungen war, sie zurückzuhalten.

Am nächsten Tage blieb der Berggeist zurück, während die andern auf die Jagd gingen.

Er schlachtete einen Ochsen, briet ihn, setzte sich ans Fenster und sang vor sich hin.

Plötzlich flogen vier Enten daher, ließen sich im Hofe nieder, verwandelten sich in vier schöne Jungfrauen, die ihre Kleider ablegten und dann ins Bad gingen.

Der Berggeist wollte sie festhalten, bis die andern nach Hause kämen.

Deshalb holte er einen Riesengrabhügel und stellte ihn vor die Türe und setzte sich darauf.

Diesmal wollte die zweitälteste Schwester die Türe öffnen und sagte:

„Ach, Schwesterchen, wir sind eingesperrt."

„Wer sollte das wagen außer Iwan, der von Gott Gegebene? Aber der ist weit," erwiderten ihr die Schwestern.

Sie stemmten wieder die Türe auf, warfen den Riesengrabhügel um und überschütteten den Berggeist mit Erde.

Dann liefen sie hinaus, legten ihre Kleider wieder an, verzehrten das Essen und flogen fort.

Der Berggeist kroch endlich wieder hervor, schlachtete einen zweiten Ochsen; da kamen seine Gefährten schon nach Hause.

„Warum ist das Essen noch nicht fertig?" fragten sie.

„Eh, Brüderchen, folgendes ist passiert: Die kleinen Berge begannen Streit mit den großen, weil die großen ihnen keinen Platz gönnten und sie deshalb nicht wachsen konnten," erzählte er ihnen. „Da ging ich hinaus, schob einige Berge auseinander und machte für andere Platz."

Am dritten Tage blieb der Waldgeist zurück.

Auch er schlachtete einen Ochsen und briet ihn. Dann sah er vom Fenster vier Enten, die sich in Jungfrauen verwandelten und ins Bad gingen. Auch er wollte sie zurückhalten.

Deshalb lief er fort, riß im Walde eine Eiche aus, stellte sie vor die Türe und setzte sich darauf.

Diesmal wollte die dritte Schwester öffnen und auch sie sagte:

„Schwesterchen, wir sind eingesperrt."

Wieder stemmten sie die Türe auf, zerbrachen die Eiche, und warfen sie auf den Waldgeist. Dann aßen sie und flogen fort.

Als die Jäger heimkehrten und ihn fragten:

„Warum ist das Essen noch nicht fertig?" antwortete er:

„Der Wald rauschte und brauste, weil die Bäume sich schlugen. Die alten Eichen hatten sich zu breit gemacht, sodaß die jungen ihre Äste und Zweige nicht mehr der Sonne entgegenstrecken konnten. Ich ging deshalb in den Wald und versetzte einige von ihnen an andere Stellen."

Am nächsten Morgen sagte Iwan, der von Gott Gegebene:

„Geht auf die Jagd, meine Brüder, heute bleibe ich zu Hause."

Sie verließen das Haus und Iwan bereitete alles vor, schnitt das Fleisch und setzte sich dann singend ans Fenster.

Plötzlich flogen vier Enten in den Hof, verwandelten sich in vier schöne Jungfrauen, die sich entkleideten und ins Bad gingen.

Iwan, der von Gott Gegebene, überlegte, wie er sie festhalten könnte.

Schließlich nahm er seine Keule, stieß sie in die Erde und drückte seine Schulter gegen die Tür.

Die Jüngste hatte ein Bad genommen und wollte die Türe öffnen.

„Schwesterchen, wir sind eingesperrt."

Alle stürzten sich gegen die Tür, doch diesmal wich sie nicht.

Ein zweites und drittes Mal versuchten sie es. Alles vergeblich!

„Bist du es, Iwan, der von Gott Gegebene? Mache uns die Tür auf," riefen sie da.

„Ich öffne nur, wenn ihr mir versprecht, unsere Frauen zu werden," antwortete ihnen Iwan.

„Wir wollen euch treue Frauen sein, nur öffne und lasse uns hinaus," riefen die Jungfrauen durch die Türe.

Er öffnete die Tür, sie kleideten sich an, dann setzten sie sich alle ans Fenster und begannen zu singen.

Als die Gefährten von der Jagd zurückkamen, freuten sie sich sehr und jeder nahm diejenige zur Frau, die an der Tür gerüttelt hatte, während er davor saß.

So lebten sie fröhlich einen Tag, einen zweiten und einen dritten.

Die Prinzessinnen waren Gefangene des seelenlosen Knochenmannes gewesen, der sie verzaubert hatte.

Dieser wartete und wartete auf seine Opfer, doch sie kamen nicht.

Da schickte er eine große Armee übers Meer.

Einst als die Prinzessinnen wieder beim Fenster saßen, riefen sie aufgeregt:

„Iwan, du von Gott Gegebener, der seelenlose Knochenmann schickt viele Regimenter über die Meere."

„Geh zur Vorsicht ans Meer," befahl Iwan dem Mann mit dem großen Schnurrbart.

Er ging ans Meer, bewegte ein Schnurrbartende, da geriet sofort das Meer in heftige Bewegung und warf haushohe Wellen.

Dann bewegte er auch das andere Schnurrbartende, da wurde das Meer noch stürmischer und begrub alle Regimenter.

Beruhigt gingen sie zu Bett, doch am nächsten Morgen sahen die Prinzessinnen eine noch viel größere Armee heranrücken.

„Welchen Weg kommen sie?" fragte Iwan wieder.

Die Prinzessinnen antworteten:

„Sie kommen durch die großen Schluchten."

Da ging der Berggeist ihnen entgegen; er schob die Berge zusammen und zerdrückte sie alle in den Schluchten.

Doch am nächsten Morgen berichteten die Prinzessinnen:

„Iwan, du von Gott Gegebener, der seelenlose Knochenmann schickt noch mehr Regimenter über die Meere. Sie kommen durch die dichten Dornen, durch die größten Wälder."

„Wo bist du Eichenreißer?" fragte Iwan.

„Hier bin ich, Bruder," erwiderte er.

„Geh ihnen entgegen," bat ihn Iwan.

Kaum waren die Soldaten in den großen Wäldern in den dichten Dornen, riß der Waldgeist die alten, schweren Eichen aus und warf sie auf die Soldaten, die alle davon erschlagen wurden.

Am vierten Tage saßen die vier schönen Jungfrauen wieder am Fenster und sangen ihre Lieder.

Da sahen sie zu ihrem Schrecken den seelenlosen Knochenmann in eigener Person allein ohne Heer daherkommen.

Sie meldeten es Iwan und er fragte:

„Auf welchem Wege kommt er?"

Er kommt auf dem geraden Wege."

„Ich muß ihm also selbst entgegengehen," sagte Iwan und ging.

„Grüß Gott, Iwan, der von Gott Gegebene. Ich wußte bisher nicht, wer meine Töchter gefangen hält," begrüßte ihn der Knochenmann. „Vergeblich erwartete ich sie. Also du bist es, du Schuft? Willst du dich mit mir friedlich einigen?"

„Nein," sagte Iwan, der von Gott Gegebene, „wir werden miteinander kämpfen, die Prinzessinnen gebe ich dir nicht. Sie sind auch gar nicht deine Töchter. Du stahlst sie ihrem Vater, um dich an ihm zu rächen."

Und Iwan schlug so auf ihn ein, daß ihm kein Knochen im Leibe ganz blieb. Da er aber keine Seele hatte, konnte ihm nichts geschehen.

Nach langem Kampfe tötete der seelenlose Knochenmann schließlich Iwan, den von Gott Gegebenen.

Hierauf schaufelte er ein Grab und begrub ihn.

Dann nahm er die Prinzessinnen und führte sie mit sich nach Hause.

Iwans Gefährten hatten alles mitangesehen und waren rechtzeitig entflohen.

Indes dachte in dem Dorf, wo Iwan, der von Gott Gegebene, geboren wurde, seine Mutter unablässig an die Worte, die er beim Abschied zu ihr gesprochen hatte.

Endlich ging sie auf den Speicher und holte das Bullenkalb, das rollende Äpflein und das Körbchen mit dem heilenden und belebenden Wasser hervor.

Dann setzte sie sich auf das Bullenkalb und ließ das Äpflein rollen.

Das Bullenkalb trabte dorthin, wohin das Äpflein rollte und wo Iwans weiße Füße hingetreten waren und wo er gejagt hatte, dorthin rollte der Apfel, bis er an die Stelle kam, wo er begraben lag.

Dort blieb er liegen.

Die Mutter begann sofort zu graben, fand aber nur einen Knochen. Sie begoß ihn mit dem heilenden und belebenden Wasser. Da erstand ihr Sohn wieder zum Leben.

„Ach, Mutter, wie lange ich doch schlief," sprach er.

„Mein Söhnlein, du warst ja tot," antwortete die Mutter.

„Oh, ich träumte, daß mich der seelenlose Knochenmann zerstückle und zerhacke," erzählte ihr Iwan.

Nun führte er seine Mutter nach Hause, dann begab er sich zu den Prinzessinnen, um sie dem alten Zauberer zu entreißen.

Der seelenlose Knochenmann ging gerade im Garten mit seiner Frau spazieren und Iwan konnte sich unbemerkt ins Haus schleichen.

„Guten Tag, schöne Jungfrauen," begrüßte er die Prinzessinnen.

Iwan, du! Wie kommst du nur hieher? Er hat dich doch zerstückelt und zerhackt!" riefen sie in freudigem Schreck.

„Nein, nicht mich hat er zerhackt, sondern einen Strohwisch," antwortete Iwan, der von Gott Gegebene.

„Doch hört mich an! Ihr müßt erfahren, wo sich seine Seele befindet."

„Wie sollen wir das nur machen?" fragten sie.

„Ach, sagt nur: Geliebter Knochenmann, wir wollen wissen, wo deine Seele ist, denn wir wollen zu ihr beten, damit dir kein Leid zustößt, wenn du ferne bist."

Als sie den seelenlosen Knochenmann kommen hörten, versteckten sie Iwan in der Ausstattungsstube.

Dann fragten sie:

„Dürfen wir Euch um etwas bitten?"

„Was wollt ihr denn," fragte der Knochenmann.

„Sag uns doch, wo deine Seele ist. Wir möchten es wissen und zu ihr beten, wenn du weggehst. Dann wird uns nicht so traurig zu Mute sein."

„Meine Seele ist in einem Ochsen, Mädchen," erwiderte der Knochenmann.

Nachdem er das Zimmer verlassen hatte, sagte Iwan, der von Gott Gegebene:

„Er lügt euch an. Bringt einmal den Ochsen her, bemalt ihn, vergoldet ihm die Hörner, steckt ihm Kerzen daran, zündet sie an, kniet nieder und betet zu ihm."

Die Mädchen gehorchten ihm und als der seelenlose Knochenmann bald darauf wiederkam, fragte er:

„Was treibt ihr hier, Mädchen?"

„Wir beten zu deiner Seele," antworteten sie.

„Dumme Frauenzimmer ihr! Glaubt ihr wirklich, daß meine Seele in einem Ochsen ist?" verhöhnte er sie.

Da brachen sie in Tränen aus.

„Warum habt Ihr uns belogen?"

„Meine Seele ist in einem Enterich," erzählte er ihnen dann.

Als der Knochenmann wieder draußen war, sagte Iwan:

„Er lügt wieder. Bemalt jetzt den Enterich, vergoldet ihn und stellt ihn auf den Ehrenplatz unter die Heiligenbilder," riet er.

Die Prinzessinnen bemalten und vergoldeten auch den Enterich, stellten ihn auf den Ehrenplatz, knieten davor und beten ihn an.

So fand sie der seelenlose Knochenmann. Er fragte:

„Was macht ihr da?"

„Wir beten zu deiner Seele," erwiderten sie.

„Dumme Frauenzimmer, glaubt ihr, daß meine Seele wirklich in einem Enterich ist?" höhnte er wieder.

Da weinten die Mädchen wieder und sprachen:

„Sagt uns doch einmal die Wahrheit. Wozu belügt Ihr uns?"

„Meine Seele ist weit von hier, Mädchen. In einem Meer befindet sich eine Insel und auf dieser Insel liegt ein großer Stein. Neben dem Stein steht eine Eiche und auf der Eiche ist ein Nest, in dem Nest sitzt eine Ente, in der Ente ist ein Ei und in dem Ei ist meine Seele."

Diesmal hatte er die Wahrheit gesprochen.

Iwan, der von Gott Gegebene, kroch nun aus seinem Versteck und ging fort, die Seele suchen.

Unterwegs kam er zu einer Hütte; er betrat sie mit einem Gebet und wurde von einem Greis begrüßt.

„Heil dem Helden Iwan! Wohin führt dich Gott?"

„Ich gehe ans Meer; in dem Meer ist eine Insel, auf der Insel liegt ein Stein, neben dem Stein steht eine Eiche, auf der Eiche ist ein Nest, in dem Nest sitzt eine Ente, in der Ente ist ein Ei und in dem Ei ist die Seele des seelenlosen Knochenmannes," sagte Iwan.

„So, so! Wenn du am Meere bist, erinnere Gott an den Greis, bei dem er die erste Nacht schlief," gebot ihm der Alte.

Iwan verabschiedete sich von ihm, kam in eine zweite Hütte, wo er wieder einen Greis fand, der ihm riet, Gott an den Greis zu erinnern, bei dem er in der zweiten Nacht übernachtet hatte.

Und endlich erreichte er das Meer; doch vorher war er noch in einer dritten Hütte gewesen, wo sich ähnliches begab.

Am Meere angekommen, sprach Iwan, der von Gott Gegebene:

„Erinnere dich des Greises, bei dem du die erste Nacht schliefst, o Gott."

Da trat sofort großer Frost ein, sodaß das Meer zwanzig Saschen tief zufror.

Er konnte sicher darüber gehen und fand auch bald die Eiche.

Die Ente sah er droben im Nest sitzen. Doch sie war unerreichbar hoch.

Da sagte Iwan, der von Gott Gegebene:

„Gedenke, o Herr, des Greises, bei dem du in der zweiten Nacht schliefst."

Darauf trat eine furchtbare Hitze ein; die Sonne brannte mit solcher Kraft, daß selbst Iwan beinahe umgesunken wäre.

Auch die Ente wurde unruhig in ihrem Nest. Schließlich konnte sie die Hitze oben nicht mehr ertragen.

Sie stieg immer tiefer, doch als sie unten war, verlor sie das Bewußtsein.

Schnell ergriff sie Iwan, zerriß sie, nahm das Ei heraus und lief damit zum Meer, um es abzuwaschen.

Doch dabei entglitt es seinen Händen und fiel ins Wasser.

Traurig lief er am Strande hin und her und weinte.

Endlich sagte er:

„Gedenke, o Herr, des Greises, bei dem du die dritte Nacht verbrachtest."

Da erhob sich ein gewaltiger Sturm, das Meer geriet in heftige Bewegung und warf das Ei ans Gestade.

Iwan hob es auf, hüllte es in sein Taschentuch und steckte es in die Tasche.

Dann sagte er wieder:

„Gedenke, o Herr, des Greises, bei dem du die erste Nacht verbrachtest!"

Und das Meer fror wieder zu und Iwan konnte zurückgehen.

Bald darauf kam er bei dem seelenlosen Knochenmann an.

Der war schon sehr krank.

„Guten Tag, seelenloser Knochenmann," sagte Iwan.

„Sei gegrüßt, Iwan, der von Gott Gegebene! Ich bitte dich, schone mein Leben oder erlaube mir, wenigstens meine Seele vor meinem Tod in die Hände zu nehmen," bat er, doch Iwan hörte nicht auf ihn.

Vor seiner Abreise hatte er den Prinzessinnen aufgetragen, den Ofen gut zu heizen.

Nun nahm er das Ei aus der Tasche und warf es in den glühenden Ofen.

Es zersprang. Der Knochenmann aber warf seinen Körper in die Luft und fiel dann tot zu Boden.

Iwan, der von Gott Gegebene, holte seine Gefährten wieder herbei und führte sie ins Haus und sagte:

„Nehmt euch jeder eure Frau!"

So leben sie jetzt alle vergnügt und glücklich miteinander, kauen Brot und bewahren ihre Schätze in Opanken auf.

Sie trinken und scherzen und einmal war auch ich dabei und trank und scherzte mit ihnen.

Boris, dreier Väter Sohn

Ein Mann und eine Frau gingen ins Feld, um ihr Getreide zu schneiden. Ihr kleines Kind nahmen sie in einem großen Tuch mit. Am Waldesrand befestigten sie das Tuch an zwei Bäumen und legten das Kind in die Hängematte. Dann gingen sie ins Feld.

Das Kind blickte vergnügt in den blauen Himmel und das grüne Laubdach der Bäume über sich, da stürzte plötzlich ein Adler herab, ergriff den Kleinen und schleppte ihn in sein Nest im Walde.

In diesem Walde lebten drei Brüder. Sie saßen gerade vor ihrer Hütte und genossen den schönen Tag, da hörten sie den Schrei einer Menschenstimme.

Sofort gingen sie den Lauten nach und nach langem Suchen fanden sie ein weinendes Kind in einem Adlernest.

Die drei Brüder nahmen den Kleinen aus dem Nest und trugen ihn behutsam nach Hause.

Sie pflegten und nährten ihn und dann berieten sie, welchen Namen sie ihm geben sollten.

Und sie beschlossen endlich, ihn Boris, dreier Väter Sohn, zu nennen.

So wuchs Boris bei seinen drei Vätern im Walde fröhlich heran.

Doch eines Tages trat er vor sie hin und sprach:

„Meine Väter, ich möchte fort von hier. Ich will mich auch in der Welt draußen umsehen."

Die drei Brüder willigten ein und fragten ihn, was sie ihm mit auf den Weg geben sollten.

„Bitte, gebt mir nur ein kleines Füllen mit."

„Was willst du denn mit dem Füllen anfangen?" erwiderten sie. „Wähle doch etwas Besseres."

„Ich danke euch, ich will nur das Füllen."

Er bekam das Füllen, nahm Abschied von seinen drei Vätern und zog fort.

Wie er so neben seinem Pferdchen durch den grünen Wald ging, sah er plötzlich etwas Glänzendes am Boden liegen.

Er ging rasch darauf zu und erkannte in dem Glänzenden eine Feder des zauberhaften Glutvogels.

Schon bückte er sich, um sie aufzunehmen, da sprach sein Pferdchen:

Das ist keine gewöhnliche Feder. Laß sie liegen, sonst wird sie dir noch viel Unglück bringen."

Doch Boris hörte nicht auf den Rat des Füllens.

Er nahm die Feder und sie gingen weiter.

Endlich kamen sie zum königlichen Schloß. Boris ging hinein und bat um eine Beschäftigung.

Er wurde zum Stallknecht gemacht und bekam die Pferde zur Wartung, die den Dünger führten.

Das waren schmutzige Tiere; doch in der Nacht, wenn alles im Schlosse schlief, putzte sie Boris mit der Feder des Glutvogels; davon wurden sie blitzblank.

Eines Tages sah der Zar die Pferde seines neuen Stallknechtes und von da an wollten ihm seine eigenen Wagenpferde gar nicht mehr gefallen.

Schließlich befahl er, ihm die Pferde des Boris vorzuspannen.

Allmählich gewann der Zar Boris sehr lieb. Er sprach oft mit ihm und einmal fragte er:

„Sage mir doch, Boris, wie du es eigentlich anfängst, daß deine Pferde so schön und glänzend sind?"

Doch Boris antwortete ausweichend, daß er nichts Besonderes damit mache.

Die anderen Stallknechte waren aber neugierig geworden.

Deshalb bohrten sie eines Abends Löcher in die Stallwände, durch welche sie in den Stall blicken konnten und richtig entdeckten sie die Feder des Glutvogels.

Mit ihrer Neuigkeit gingen sie zum Zaren und sagten:

„Aber er hat nicht nur eine Feder des Glutvogels. Wenn er wollte, könnte er den ganzen Vogel haben."

Der Zar ließ seinen Stallknecht vor sich kommen:

„Boris, dreier Väter Sohn, sprich die Wahrheit!

Hast du die Feder des Glutvogels?"

Da mußte Boris ja sagen und dann befahl ihm der Zar:

„Bringe mir den Glutvogel, sonst verjage ich dich aus meinen Diensten."

Boris, der seinen Herrn liebte und ein treuer Diener war, ging zu seinem Pferdchen und weinte dort.

„Warum weinst du?" fragte ihn das Tier.

„Soll ich nicht weinen? Ach, der Zar gab mir eine Aufgabe, die nicht zu lösen ist."

„Siehst du, Boris, ich warnte dich vor der Feder," sagte das Pferd und tröstete ihn. „Doch mache dir keine Sorgen, sondern bitte den Zar um Branntwein und Erbsen."

Dies erhielt Boris vom Zaren und damit ritt er auf seinem Pferdchen ins Feld hinaus.

Er ließ ein tiefes Loch in die Erde graben und da hinein schüttete er die Erbsen, dann goß er den Branntwein darüber.

Der starke Geruch lockte den Glutvogel herbei; er aß die Erbsen und trank den Branntwein.

Jetzt sprach das Pferdchen:

„Der Glutvogel wird bald so betrunken sein, daß er sich auf den Rücken legen und seine zitternden Beine in die Luft strecken wird. Dann fängst du ihn leicht."

Richtig fing bald darauf Boris den Glutvogel und trotzdem er sich sträubte und jammerte und immer wieder klagte:

„Nicht für dich war ich bestimmt und doch soll ich dir gehören?“ überbrachte ihn Boris dem Zaren.

Der freute sich so sehr, daß er gar nicht wußte, wie er Boris ehren sollte und von allen den vielen Menschen, die zum Schlosse gehörten, liebte der König von Stund an keinen so sehr, wie seinen Boris.

Die anderen beneideten ihn deshalb und sie flüsterten dem König ein, Boris könnte auch die schöne Meerjungfrau erringen, wenn er nur wollte.

Da ließ ihn der König wieder rufen und sprach zu ihm:

„Ich wäre sehr glücklich, mein lieber Boris, wenn du mir die schöne Meerjungfrau bringen könntest. Wenn es dir gelang, mir den Glutvogel zu verschaffen, wird es dir sicher nicht schwer sein, mir auch diesen Wunsch zu erfüllen.“

Ganz verzagt ging Boris zu seinem Pferdchen, erzählte ihm den Wunsch des Zaren und weinte.

Erst sagte das Pferdchen:

„Siehst du, ich warnte dich vor der Feder!“ Doch dann tröstete es ihn:

„Mache dir weiter keine Sorgen. Hol dir nur vom Zaren ein Netz, viele Spiegel, tausend Kleider und einen großen Schrank.“

Mit Freuden gab der Zar Boris alles, was er von ihm verlangte und damit ritt er ans Meer.

Am Gestade legte er das Netz aus, dann stellte er ringsumher die Spiegel auf und breitete die tausend Kleider aus.

Er selbst versteckte sich im Schrank.

Bald darauf entstieg die schöne Meerjungfrau dem Wasser.

Sie blickte sich erst verwundert um, doch dann begann sie, ein Kleid nach dem andern anzuziehen und in jedem Kleid stellte sie sich vor den Spiegel, bewunderte sich und rief jedesmal:

„O, wie bin ich schön, wie bin ich schön!“

Endlich hatte sie das letzte Kleid angelegt, da zog Boris hinter ihrem Rücken das Netz zusammen und die schöne Meerjungfrau war gefangen.

„Ach, Boris,“ bat sie, „lasse mich wieder frei. Ich will dich dafür reich belohnen! Ich gebe dir meinen Ring, der ewiges Glück beschert.“

Aber er hörte nicht auf sie.

Da zerriß sie aus Zorn und Schmerz ihre zwölfreihige Perlenschnur und warf sie in das Meer.

Als Boris mit der schönen Meerjungfrau ins Königsschloß kam, freute sich der Zar über die Maßen und liebte ihn noch mehr als früher.

Und wieder bewunderten und beneideten die Höflinge Boris und sie neckten ihn, daß er alles wisse und könne.

Dies hörte auch die schöne Meerjungfrau und sie sagte zu Boris:

„Wenn du alles kannst, so kannst du mir auch meine Perlen wiederbringen, die im Meer verstreut sind."

Da bat ihn auch der Zar, die Perlen zu suchen und Boris ging wieder weinend zu seinem Pferdchen und erzählte ihm, welch schwere Aufgabe er wieder vor sich habe.

Doch wieder tröstete das Pferdchen:

„Mach dir keine Sorgen, sondern erbitte dir vom Zaren hundert Fässer Rindfleisch. Die Fässer lasse ans Meer schaffen und lege dort das Rindfleisch hin. Glaube mir: das wird die Krebse hervorlocken; sie werden sich auf das Fleisch stürzen. Dann mußt du den Weißen ergreifen, denn der ist ihr König."

Boris befolgte genau die Worte des Pferdchens. Die Krebse krochen alle hervor und es gelang ihm, den Weißen zu fangen.

Da baten ihn die andern Krebse alle, ihren König freizugeben. Sie weinten und flehten ihn fußfällig um Gnade, doch er erwiderte:

„Wenn ihr mir die Perlen der schönen Meerjungfrau vollzählig wiederbringt, gebe ich euren König frei. Bis dahin bleibt er mein Gefangener."

Sofort verschwanden die Krebse im Meer und nur langsam tauchten sie allmählich wieder auf; der eine brachte zwei, ein anderer drei Perlen und endlich waren alle beisammen.

Schon wollte Boris den Weißen freigeben, da rief das Pferdchen:

„Eine Perle fehlt noch!"

Schnell warfen sich die Krebse wieder ins Meer.

Lange blieben sie drunten, doch endlich kehrten sie mit einem großen Hecht zurück.

Boris öffnete den Hecht und fand die Perle in seinem Magen. Da gab er den weißen Krebs frei.

Er ging rasch zum Zaren und überbrachte ihm die Perlenschnüre.

Alle bestaunten und bewunderten ihn, doch die Meerjungfrau sprach zum Zaren:

„Schicke Boris jetzt zum Mond! Ich möchte wissen, warum er früher so frühe am Himmel aufging und so glühend rot war, während er jetzt spät aufgeht und ganz bleich ist."

Der König befahl hierauf Boris zum Mond zu gehen und Boris verzagte, doch das Pferdchen tröstete:

„Weine doch nicht! Der Zar hat uns immer unmögliche Dinge befohlen und wir haben sie stets ausgeführt. Vielleicht gelingt uns auch diese Aufgabe."

So ritt den Boris dem Mond entgegen.

Es war ganz früher Morgen, als er nach einem langen Ritt voll Abenteuern plötzlich eine Hütte vor sich erblickte.

Der junge Tag dämmerte bereits herauf, als er sie betrat.

Drinnen fand er eine uralte Greisin sitzen, die Mutter des Mondes.

„Wohin gehst du, Boris, dreier Väter Sohn?" fragte sie ihn.

„Ich gehe zum Mond," entgegnete er.

„Ich bin ja seine Mutter, Söhnlein. Was willst du denn von ihm?"

Boris erzählte ihr von seinem Auftrag, die Greisin gab ihm zu essen und versteckte ihn, als bald darauf der Mond heimkam.

Da der Mond die ganze Nacht wachte, mußte er am Tage schlafen.

Am Abend stand er wieder auf und machte sich zum Fortgehen bereit, da sagte seine Mutter:

„Mir träumte, daß du früher zeitlicher aufgingst und rot glühtest, jetzt aber erscheinst du spät am Himmel und leuchtest bleich?"

„Ja, das ist richtig," antwortete der Mond. „Und es hat auch seinen Grund. Denn früher lebte meine Liebste im Meer und wenn sie dem Wasser entstieg, errötete ich vor Scham und Freude. Jetzt aber ist sie verschwunden, ich beeile mich nicht mehr und ich schäme mich nicht mehr. Deshalb komme ich spät und bin so bleich."

„Weißt du, Söhnchen, ich bin schon alt und habe ein schlechtes Gedächtnis. Schreib mir doch auf einen Zettel, was du da eben erzähltest."

Der Mond schrieb ihr den Zettel, dann ging er wieder auf den Himmel.

Die Mutter des Mondes übergab Boris gleich den Zettel, bewirtete ihn noch freundlich, dann machte er sich auf den Heimweg.

Zu Hause angelangt überbrachte er dem Zaren das Schreiben des Mondes. Da gab der Zar Boris zur Belohnung für seine Treue sein halbes Reich und fortan hielt er ihn wie seinen Bruder.

Die Sorgenkobolde

Wehe dem Menschen, bei dem sich die Sorgenkobolde eingenistet haben!

Er mag beginnen was er will, das Elend weicht nicht mehr von ihm, solange die bösen Geister in seinem Hause weilen.

Und nur, wenn es ihm gelingt, sie durch eine List von seiner Schwelle zu scheuchen, kann er sich des Lebens wieder freuen.

In einem Dorfe lebte einst ein Bauer, der war fleißig und arbeitsam, doch was er auch anfing und wie er sich mühte, nichts wollte ihm glücken und wie ein Fisch im Netze zappelt und nicht heraus kann, so konnte auch er aus seinen Sorgen nicht heraus.

Einst dachte er wieder darüber nach, woher es denn komme, daß ihm alles mißlang und schließlich fragte er laut:

„Sollten sich die Sorgenkobolde vielleicht hier eingeschlichen haben?"

Da ertönte sofort die Antwort:

„Freilich sind wir da und solange wir da sind, wird dir all deine Plage und Mühe nichts nützen und du wirst es zu nichts bringen."

Der Bauer war nicht dumm und wendete die Sache in seinem Kopfe hin und her und schließlich fragte er:

„Sind viele von euch hier?"

„Oh, sehr viele," antwortete dieselbe Stimme.

„Warum sieht man euch denn nicht?" fragte wieder der Bauer.

„Wir sind so klein, daß uns kein menschliches Auge wahrnehmen kann," lautete die Antwort.

„Wo steckt ihr eigentlich?" fragte der Bauer.

„Oh, wir sind überall, in Laden und Schränken, in Fugen und Spalten, überall. Nichts ist so klein, daß wir nicht hineinschlüpfen könnten," ertönte wieder die unsichtbare Stimme.

Indes hatte der Bauer Lust bekommen, eine Prise Schnupftabak zu nehmen.

Er zog seinen Tabaksbeutel aus der Tasche, öffnete ihn und fragte dann:

„Könnt ihr auch hier herein schlüpfen?"

„Oh, da ist reichlich Platz für uns," antworteten die Kobolde und sogleich darauf drangen aus dem Beutel die Worte:

„Wir sind schon hier drinnen."

Da zog der Bauer, so schnell er nur konnte, den Beutel zu und die Sorgenkobolde waren gefangen.

Dann lief er mit seinem Fang eilig in die Mühle und legte den Beutel unter den Mühlstein.

Und von Stund an ging alles gut bei ihm.

Was er dachte, was er begann, alles glückte ihm; er wurde wohlhabend, ja reich.

In demselben Dorfe lebte ein anderer Bauer. der zu den Reichsten des Ortes zählte.

Doch er war so geizig und neidisch, das könnt ihr euch gar nicht vorstellen!

Wenn er sah, daß es einem andern gut ging, wurde er ganz krank vor Ärger. Am meisten wurmte es ihn aber, als er hörte, daß der früher blutarme Bauer bald so reich sein würde wie er selber.

Und er zerbrach sich fortwährend den Kopf darüber, wieso der Pechvogel nun soviel Glück hatte.

Und als er seine Neugierde nicht mehr bezwingen konnte, ging er einmal zu ihm und es gelang ihm auch, den andern durch List dazu zu bringen, daß er ihm erzählte, wie er zu seinem Reichtum gekommen war.

Als der Reiche die Geschichte gehört hatte, ging er in die Mühle, wo die Sorgenkobolde verborgen waren.

Er nahm sie heraus und ließ sie frei.

Wißt ihr, er glaubte nämlich, die kleinen Kobolde würden zu dem andern zurückgehen!

Doch die Kobolde hatten Angst vor ihrem ersten Wirt und kehrten nicht mehr zu ihm zurück, denn sie fürchteten, er könnte sie wieder in seine Gewalt bekommen.

Sie begleiteten vielmehr den Reichen in sein Haus und siedelten sich dort an.

Von diesem Augenblick war mit einem Schlage das Glück von ihm gegangen. Alles fiel auseinander, sein Reichtum schmolz dahin.

Sein Vieh verendete, seine Pferde wurden gestohlen, seine Schafe gingen nacheinander zu Grunde, seine Äcker trugen keine Frucht mehr und schließlich brach ein Brand aus, der ihm Haus und Hof, Scheune und Speicher vernichtete und er war nun so arm, wie der, bei dem die Kobolde sich zuerst eingenistet hatten.

Er tat Buße, doch vergeblich.

Das Unglück verließ ihn nicht mehr und den einzigen Trost fand er darin, daß er erzählte, wie ihm dies alles geschehen war und oft sagte er dann zu den Menschen:

„Wünschet niemand Böses und bewahrt euch besonders vor Neid."

Aus unſerem Verlage

Indianermärchen

erzählt von Ad. Gelber, mit Bildern von J. Binder

Die bunte Phantasie der nordamerikanischen Indianer hat wundervolle Volksdichtungen geschaffen. Niemand kennt sie. Hier werden sie unserer Jugend mit sechs farbigen Vollbildern geschenkt:

Der erste Häuptling / Manitos Versuchskabinett / Der Schlaf und der Tod / Von dem Knaben, welcher die Sonne mit einem Lasso fing / Das weiße Steinkanoe / Der Wolfsbruder / Die Schaukel am See / Der Nordwind auf der Flucht / Der Sommermacher / Die Legende von der weißen Feder / Die seltsame Straße / Das Rotkehlchen / Was Anaschinabo sprach / Heno der Donnerer / Das Nordlicht / Bibon und Sigwan / Die Frau ohne Kopf / Die fünf Nationen

Negermärchen

erzählt von Ad. Gelber, mit Bildern von A. Leskoschek

Auch die Neger haben Volksmärchen. Die Kinder werden ebenso staunen, wie die Erwachsenen, wenn sie die Märchenwelt Afrikas betreten:

Sabulana, die Freundin der Götter / Die Hochzeit des Kimanaueze / Imana und die kinderlose Frau / Der Büffel und der Regenpfeifer / Die Spitzmaus, die besser geschwiegen hätte / Das Parlament der Tiere oder die Erde, aus der Zähne wachsen / Die Königin von Ahaggar / Das Leopardenfell / Das Milchvöglein / Der Werwolf / Imana und Sebgugu / Die Reiherfeder / Warum die Affen keine Häuser bauen / Das Märchen vom Mrile und dem Mondkönig / Warum die Toten nicht wieder auferstehen / Der Mann mit dem großen Fuß / Der gebratene Freund / Der Fels der Voreltern / Wenn der Löwe ein Amulett braucht / Das Seil über dem Kongo / Der Tausendkünstler der Ebene / Wundenvoll und Weißbaum / Warum Gott noch lebt / Die Pilgerfahrt nach Mekka / Lob der Heimat / Die sechs Brote / Der Lump

Kalmückische Märchen

erzählt von Ad. Gelber, mit Bildern von Amadeus Dier

Siddhi-Kürs Geist sitzt auf dem Lebensbaume und erzählt dem Chansohn, der ihn zwölfmal vergeblich holt, um ihn zu Nagarguna zu bringen, die zwölf schönsten Märchen des tatarischen Kalmückenvolkes:

Warum der Chansohn den Leichnam holte / In der Welt nicht zu bleiben ist gut / Der Lerchenmann / Massang, der sein Gesicht sah / Der Schweinskopfzauberer / Die Königin, die ein Herz essen mußte / Der Rebell / Das Geheimnis des weißen Vogels / Die beiden Ananda / Das schweigende Herz / Die Statue des Bodhisatva / Die Legende vom Mitleid

Ukrainische Märchen

übertragen und erzählt von Lotte Heller und Nadija Surowzowa, mit Bildern von Jury Wowk

Die Märchenwelt eines unbekannten Volkes tut sich hier bunt und abenteuerlich auf und der Maler, ein Kind des Landes, hat den Märchenduft seiner Heimat hineingezaubert:

Der Zauberstein / König Drache / Die drei Brüder / Brüderchen und sein Gefolge / Verfolgte Unschuld / Des Königs Bruder / Der Prinz und der Wundervogel / Iwan, der von Gott Gegebene / Boris, dreier Väter Sohn / Die Sorgenkobolde

Dichtermärchen

herausgegeben v. E. Singer, mit Bildern v. E. Tintner

Die schönsten Märchen unserer neueren Dichter sind hier, prachtvoll illustriert, vereinigt:

Richard Dehmel: Das Märchen vom Maulwurf / Bernd Isemann: Der Prinz und die Brotkrusten / August Strindberg: Blauflügelchen findet den Goldpuder / Oskar Wilde: Der glückliche Prinz / Der selbstsüchtige Riese / Leo Tolstoi: Wovon die Menschen leben / Iwan der Narr

Hans im Glück

Ein kleines Märchenbuch mit Schattenbildern

von Helene Bettelheim-Gabillon

An den zierlichen, phantasiereichen Scherenschnitten, die das liebe alte Märchen lebendig machen, werden Groß und Klein ihre helle Freude haben.

Der Blaue Kinderkalender

Ein Jahrbuch für die Jugend

Herausgegeben von

Walter Kauders

Der Blaue Kinderkalender bringt eine unerschöpfliche Fülle von reichillustrierten Beiträgen, welche die Familie wahrhaftig für ein ganzes Jahr mit Unterhaltungsstoff und Kurzweil versorgen. An das Kalendarium, welches in lustigen Versen und Bildern das Jahr umfaßt, schließt sich ein bunter Reigen von Erzählungen, Gedichten, Rätseln, Anekdoten und Scherzen. Auf diese folgen die Beschäftigungsspiele, zu denen dem Buche drei Bilderbogen beigegeben sind.

Aus dem Inhalt:

Die Zwölf Monate in Reimen von Lili Radermacher und Bildern von Alfred Gerstenbrand

Das unsichtbare Pferd von Walter Kauders, ill. von Erwin Tintner

Zwei rätselhafte Menschen von Ad. Gelber
Wer war Herr Ni-sentse? ill. von Axel Leskoschek
Das Geheimnis der Eishöhle, ill. von Josef Rotter

Geschichten von Kappel Böker
Eine lächerliche Geschichte, ill. von Joseph Rotter
Die Herren der Welt, ill. von Leonhard Paulus

Das Feuerzeug
Ein Schattentheaterstück nach Andersen von Jella Liebl, mit Illustrationen und einem Schattenbilderbogen von Erwin Tintner

Die Kalenderreise von Bern bis an den Mont Blanc
von Walter Kauders, mit Illustrationen und einem Reisebilderbogen von Erich von Mor

Kochbüchlein deck dich! von Jella Liebl, ill. von Elfriede Mayer

Zum Geburtstag, gereimt und illustriert von Erwin Tintner

Im Puppenkleiderhaus
von Helene Tuschak, mit Illustrationen und einem Schnittmusterbogen von Maria Vera Frieberger-Brunner

Aus dem Blauen Kalendersack / Rätselecke / Allerlei Versuche
Onkel Walters Kalenderbriefkasten

Die Tausend Bunten Büchlein

herausgegeben, verfaßt und illustriert von

Walter Kauders

Erste Reihe:

1. Der kleine Sultan
2. Zuckerbäcker und seine Kinder
3. Der Zauberkoffer
4. Die Spielsachen gehen spazieren
5. Die kleine Köchin und der große Kuchen
6. Die Jagd nach dem Luftballon
7. Schlüpfebold
8. Die Reise in der Hutschachtel
9. Das Kinderdorf
10. Das Milchmännchen
11. Der Puppenkleider-Salon
12. Der Schokoladenbaum

In der zweiten Reihe werden erscheinen:

13. Die neun Kegelmännchen
14. Der Schornsteinfeger kommt auf Besuch
15. Die vier Schaukelpferde
16. Der Puppendoktor
17. Das Küchen-Wunderkind
18. Das Schloß in der Baumkrone
19. Die Seeschlacht in der Badewanne
20. Die Reise nach Tripstrill
21. Ferdinand, Ritter vom Gummiband
22. Das lebende Bilderbuch
23. Mograbys Wunderkiste
24. Der geheimnisvolle Teppich

Das Feuerzeug

Ein Schattentheaterstück nach Andersen in Versen von Jella Liebl, mit Bildern und einem Schattentheaterbogen von Erwin Tintner

Das entzückende Andersensche Märchen vom Feuerzeug ist hier für das Schattentheater spielfertig eingerichtet worden. Mit den einfachsten Mitteln kann dieses Spiel überall aufgeführt werden und wird sicherlich ein Zugstück für das Kindertheater werden.

Die Kalenderreise

von Walter Kauders, mit Bildern und einem Bilderbogen von Erich von Mor

Die erste Kalenderreise ist im Blauen Kinderkalender enthalten und erscheint außerdem als handliches Büchlein. Die Kalenderreise und das Reisepanorama, mit dem sie lebendig gemacht wird, hat schon bei unseren persönlichen Freunden solchen Anklang gefunden, daß sich Onkel Walter und Onkel Erich entschlossen haben, neue Kalenderreisen zu unternehmen. Sie fahren zunächst nach Tirol und machen hierauf zwei weitere Reisen nach Skandinavien und nach Nordafrika.

Das Puppenkochbuch

Ein lustiges Kochbüchlein für kleine Fräulein

mit Bildern von Erwin Tintner

Die Rezepte sind alle für unsere kleine Damenwelt berechnet. Sie können mit den bescheidensten Mitteln in jeder Puppenküche zubereitet werden.

Die Puppenkleiderstube

mit Bildern und einem Schnittmusterbogen von Maria Vera Frieberger-Brunner

Für unsere kleinen Fräulein haben wir nicht nur ein Kochbuch geschrieben, sondern auch Anleitungen zur Verfertigung von Puppenkleidern. Dem Büchlein sind Schnittmuster für die Herstellung einer ganzen Puppenausstattung beigegeben.